

1. Philosophie:

1.1. Einleitung:

Hier werden einige meiner Überlegungen zu den Grundlagen und Grenzen menschlicher Erkenntnis wiedergegeben. Alle Interessierte sind eingeladen mitzudiskutieren. Insbesondere die Professorenschaft sei ganz im sokratischen Sinne hierzu aufgerufen. Vielleicht kommen alle Beteiligten ja zu wirklich wegweisenden Erkenntnissen, indem sie sich gegenseitig klug reden. Ich beanspruche mit meinen Thesen keineswegs alles besser zu wissen als andere, sondern lasse mich gerne eines Besseren belehren. Mein Motto und das damit das dieser Internetseite lautet:

Ich habe eine Meinung, begründe dieses und stelle sie dann zur Diskussion.

Es sollen nur Argumente und nicht Titel oder Berühmtheit gelten! Also – liebe Professoren, insbesondere der Philosophie – habt weder Scheu noch gar Angst, Stellung zu beziehen. Seid wie Sokrates: Geht auf die Menschen zu, beteiligt Euch am aufklärerischen Diskurs und verschanzt Euch nicht in einem Elfenbeinturm!

1.2. Grundsätzliche Fragen der Menschheitsgeschichte:

Grundsätzliche Fragen der Menschheitsgeschichte:

1. Können wir Menschen überhaupt etwas absolut sicher wissen?
2. Wenn ja, was?
3. Wo liegen die Grenzen unserer Vernunft?
4. Gibt es für unsere rationale Vernunft unauflösliche Widersprüche?
5. Können wir diese unauflöslchen Widersprüche für unsere rationale Vernunft akzeptabel machen?
6. Gibt es ‚Wahrheit‘ für uns Menschen?
7. Wenn es sie nicht gibt, können wir dann überhaupt **eine** Meinung oder These oder Theorie **einer anderen** vorziehen?
8. Ist dann nicht alles gleich richtig oder falsch?
9. Gibt es eine rational begründete Grundlage menschlichen Denkens und darauf aufbauenden Wissens, selbst wenn sich herausstellen sollte, daß es unauflösliche Widersprüche sowie keine absolut sichere Grundlage menschlichen Wissens gibt?
10. Gibt es Freiheit für uns Menschen?
11. Gibt es Moral für uns Menschen?
12. Wenn ja, gibt es einen rational begründbaren Maßstab für moralisches Handeln, der für alle freiheitsbegabten Vernunftwesen und damit auch für uns Menschen gilt?
13. Können wir Menschen diesen Maßstab unabhängig von der Empirie gewinnen?
14. Oder können wir Menschen immer nur aus der Empirie heraus Erkenntnisse gewinnen?
15. Können wir Menschen überhaupt von einem Sein auf ein Sollen schließen?
16. Wäre in einem solchen Fall die Frage nach dem ‚Sollen‘ und damit der Moral für uns Menschen nicht hinfällig, weil dann Sein und Sollen eh Ein und Dasselbe für uns wären?
17. Gibt es einen Sinn des Lebens für uns Menschen?
18. Wenn ja, worin besteht er?
19. Kann die Sinnfrage letztlich befriedigend ohne den Glauben an einen, absoluten, allwissenden, allmächtigen und gerechten Gott, der uns in Liebe geschaffen und auf ewig in Güte zugetan ist, beantwortet werden?
20. Können wir für unsere rationale Vernunft die Allwissenheit und die Allmächtigkeit Gottes mit der Freiheit für uns Menschen in einen akzeptablen Einklang bringen?

Diese Fragen bewegen die Menschheits- und damit Philosophiegeschichte, schon sehr lange. Auch ich habe mir diese Fragen immer wieder gestellt und bei den großen Denkern und Dichtern nach Antworten gesucht. Auf dieser Suche sind mir viele sehr wertvolle Schätze zuteil geworden. Dafür möchte ich diesen Menschen an dieser Stelle meinen tief empfundenen Dank abstatten. Ohne sie und ihre genialen Gedanken, niedergelegt in großartigen Werken, wäre ich nicht der, der ich heute bin. Trotzdem fand ich auf die oben gegebenen Fragen – insbesondere wenn man alle 20 zusammennimmt – zunächst keine für mich befriedigenden Antworten.

So war ich gezwungen, selbst Antworten zu suchen. Ich fand sie schließlich, indem ich – aufbauend auf den großartigen Leistungen jener großen Denker und Dichter, mit denen ich mich beschäftigt hatte – an einigen entscheidenden Stellen gewissermaßen Schlußsteine in das Theoriegebäude einfügte. Dies mag zunächst einmal furchtbar anmaßend klingen. Aber ich behaupte, daß dem nicht so ist, sondern daß ich diesem selbst gestellten Anspruch gerecht geworden bin. Aber vielleicht täusche ich mich ja. Daher stelle ich meine Thesen zur Diskussion und fordere geradezu jeden auf, mich zu widerlegen bzw. an der ein oder anderen Stelle zu korrigieren; Ergänzungen können ohnehin immer erfolgen, da kein Mensch im Ernst von sich behaupten kann, er hätte alles Erwähnenswerte selber bereits zum Ausdruck gebracht.

Grundsätzlich verfare ich also bei all meinen öffentlich geäußerten Ansichten nach folgendem Prinzip:

Ich habe eine Meinung, begründe diese und stelle sie dann zur Diskussion.

Die ersten neun Fragen beschäftigen sich mit theoretischen Problemen, also kurz zusammengefaßt mit der Frage: Was kann ich wissen? Oder: Kann ich als Mensch überhaupt irgendetwas wissen? Die Beantwortung dieser Frage(n) ist unter anderem für jegliche Wissenschaft unabdingbar, weil ansonsten kein Kriterium vorläge, um eine Theorie einer anderen vorzuziehen und damit jede Meinung – und sei sie nach allgemeiner Auffassung noch so absurd – gleich wahr bzw. falsch wäre. Schon Aristoteles hielt den Skeptikern seiner Zeit vor, daß, wer die Existenz von Wahrheit überhaupt leugne, selber davon ausgehe, daß seine Aussage – also die Leugnung von Wahrheit – wahr sei und sich damit selber widerspreche. Also, gibt es nun eine Wahrheit, gibt es irgendetwas, dessen wir Menschen absolut sicher sein können? Wann können wir sicher sein, daß wir in irgendeinem Fall uns ganz sicher nicht täuschen? Und warum sollten wir gerade in diesem ausgewählten Fall wirklich sicher sein können? Beim Versuch letzte Wahrheiten zu finden, sind die Menschen bisher immer gescheitert. Wir verstricken uns und unsere Vernunft bei solchen Versuchen immer zwingend in unauflösliche Widersprüche. Und dies wird auch zukünftig so bleiben, so meine Überzeugung. Dennoch meine ich einen Weg gefunden zu haben, der es ermöglicht, diese Widersprüche für unsere Vernunft akzeptabel zu machen und zugleich ein sinnvolles, pragmatisches Fundament zu legen, auf welchem wir vernünftigerweise aufbauen können, damit wir nicht dem Relativismus, der Beliebigkeit anheimfallen, ohne dabei in der Methode dogmatisch zu sein. Dieses Fundament ermöglicht es uns mit den Mitteln unserer Vernunft eine Theorie einer anderen aufgrund besserer Argumente vorzuziehen. Die Wissenschaften verfahren heute implizit in den meisten Fällen danach, sind sich aber bisher über das Fundament, auf dem sie letztlich stehen, nicht hinreichend bewußt geworden. Dies hat dann auch den ein oder anderen Fehler bzw. manche Unzulänglichkeit im Theoriegebäude zur Folge.

Meine Auseinandersetzung mit den ersten neun Fragen einschließlich meines pragmatischen Lösungsansatzes kann man kostenlos auf dieser Seite unter dem nachfolgenden Punkt 1.3. ‚Grundlagen und Grenzen menschlicher Erkenntnis‘ nachlesen. Dort beschäftige ich mich auch am Schluß der Ausführungen mit modernen wissenschaftstheoretischen Theorien sowie deren Unzulänglichkeiten und lege dar, inwiefern mein Lösungsvorschlag besser geeignet ist, die Grundlagen und Grenzen menschlichen Denkens aufzuzeigen.

Die Fragen 10 bis 20 beschäftigen sich mit ‚Freiheit‘, ‚Moral‘, dem ‚Sinn des Lebens‘ und mit ‚Gott‘. Aufbauend auf den Erkenntnissen zu den ersten neun Fragen habe ich hier für mich befriedigende, wenn auch selbstverständlich keine absolut wahren Antworten gefunden, ohne dennoch auch hier einem Relativismus oder einer Beliebigkeit anheimzufallen. So begründe ich beispielsweise, wie man sehr wohl moralische Normen rational begründen und entsprechende Maßstäbe entwickeln kann, ohne daß sie allerdings absolut oder, wie Kant es ausdrückt, ‚kategorisch‘ gelten. Obwohl ich Kants Imperativ als außerordentlich brauchbaren Maßstab für moralisches Handeln ansehe, so kann er nicht absolut oder ‚kategorisch‘ gelten, weil jener Maßstab letztlich doch auch nur aus der Empirie heraus entstanden ist, wie ich zeigen kann. Dennoch trotz er wirksam der moralischen Beliebigkeit, vor welcher Kant ihn nur meinen schützen zu können, indem er versuchte, diesen unabhängig von allem empirischen Sein zu entwickeln. Infolgedessen muß der Königsberger auch konsequenterweise davon ausgehen, daß es prinzipiell in jeder möglichen Situation eine eindeutig moralisch richtige Handlungsmaxime für uns Menschen gibt; natürlich unabhängig davon, ob wir jene Maxime dann auch befolgen. Ich zeige hingegen, daß Kant diesem Anspruch nicht gerecht wird und es als Mensch auch grundsätzlich nicht kann. Dennoch begründe ich, wie man seinen Imperativ als universellen Moralmaßstab verwenden kann, welcher aber weder ‚kategorisch‘ gilt noch uns **immer** eine eindeutige Handlungsmaxime in **jeder**

möglichen Situation bietet und dennoch wirksam dem Relativismus und der Beliebigkeit – wie oben bereits erwähnt – trotz.

Schließlich habe ich – zumindest für mich selbst – einigermaßen zufriedenstellend die Fragen nach dem Sinn des Lebens und nach Gott beantwortet, wobei ich gleich anmerken möchte, daß ich hier selbstverständlich **keine** letzten, unbezweifelbaren Antworten gebe und geben will. Das wäre die größt mögliche Anmaßung eines Menschen: Es wäre Hybris, die ich zutiefst verabscheue. Ob und inwieweit anderen Menschen meine Überlegungen bei ihrer Sinnsuche helfen können, müssen sie jeweils für sich selbst entscheiden. Mir jedenfalls hat nicht zuletzt auch – wenngleich nicht nur – meine rationale Vernunft sehr geholfen, für mich befriedigende Antworten herauszuarbeiten und zum christlichen Glauben zu finden. Dabei war es für mich unter anderem sehr wichtig, eine zentrale Frage der Theologie für meine rationale Vernunft akzeptabel zu beantworten: Wie kann ich die Allwissenheit und Allmacht Gottes mit meiner eigenen Freiheit in einen akzeptablen Einklang bringen. Denn nur durch die Freiheit bin ich in der Lage, selber zu entscheiden, was ich tue. Und erst dadurch bin ich auch dafür moralisch verantwortlich zu machen. Erst dadurch werde ich ein Wesen mit eigener Würde. Aber wie bringe ich das mit Gottes Allmacht und Allwissenheit in einen für meine rationale Vernunft akzeptablen Einklang? Denn wenn Gott alles weiß, weiß er auch, was ich zukünftig tun werde. Und wie ist dann meine Freiheit, meine moralische Eigenverantwortlichkeit und damit meine Würde überhaupt denkbar? Auch hierauf meine ich eine rational akzeptable Antwort gegeben zu haben, die Gottes Allwissenheit und Allmacht mit unserer Freiheit in Einklang bringt.

Sowohl die Auseinandersetzung mit den ersten neun Fragen als auch mit den darauffolgenden sowie noch einiges mehr ist in meinem Buch ‚Der Mensch – Eine kritische Auseinandersetzung mit und selbst‘ nachzulesen.

Wer Kontakt mit mir aufnehmen möchte, weil ihn sowohl die Fragen als auch meine Antworten zu jenen interessieren, kann mich am besten unter folgender E-Postadresse erreichen:

info@drbottke.de

1.3. Grundlagen und Grenzen menschlichen Denkens:

Unser Denken verstrickt sich notwendig in Widersprüche, es ist in sich zerspalten und bildet doch zugleich immer eine Einheit, die letztlich rational nicht verständlich ist. Nachfolgend sollen einige der Widersprüche, die im Verlauf der Philosophiegeschichte diskutiert worden sind, kritisch erörtert werden, um schließlich einige ‚*pragmatische Setzungen*‘, als unabdingbare Grundlage all unseren Denkens, herauszuarbeiten.

1. Der Raumbegriff:

Alles Wahrnehmbare besitzt eine Grenze, sonst wäre es für uns weder anschaulich erkennbar noch denkbar. Denn etwas, das wir uns körperlich, d.h. dreidimensional, vorstellen, ist notwendig begrenzt und damit auch endlich. Wenn wir uns nun immer größere Räume vorstellen, dann begegnet uns die Frage nach einem größtmöglichen Raum, da wir jeden noch so großen Raum nur als endlich und damit begrenzt denken können und dennoch jeden noch so groß gedachten Raum wiederum als von einem noch größeren umgeben uns vorstellen müssen. Diese Reihe nimmt prinzipiell kein Ende, ist also unendlich;¹ dies können wir uns jedoch nicht vorstellen. Wir verwenden den Begriff der Unendlichkeit notwendig, er ist in unserem Denken angelegt, ohne daß wir ihn wirklich verstehen könnten.

Genauso wenig wie wir uns einen größten Raum vorzustellen vermögen, sind wir in der Lage, einen kleinstmöglichen zu denken. Jedes körperlich ausgedehnte Ding ist grundsätzlich – zumindest theoretisch – teilbar, denn dies ist eine der Räumlichkeit notwendig anhaftende Eigenschaft. Somit ist alles Körperliche etwas Zusammengesetztes. Ein solches Ganzes stellt also die Summe seiner Teile dar. Ein letztes, kleinstes, unteilbares Teilchen, aus dem das Körperliche zusammengesetzt sein müßte, können wir uns aber nicht vorstellen, weil es keine räumliche Ausdehnung besitzen dürfte und somit seine Körperlichkeit einbüßte. Ein kleinstes, theoretisch nicht mehr teilbares Etwas wäre damit notwendig nicht mehr dreidimensional, es hätte keine räumliche Ausdehnung und könnte damit nicht mehr als ein Teil des Ganzen gelten, weil ihm eben jegliche Körperlichkeit abginge, so daß noch so viele ‚Unkörperliche‘ niemals etwas Körperliches nach unserem Vorstellungsvermögen bilden könnten. Infolgedessen besitzt ein Ding entweder eine räumliche Ausdehnung, dann ist es teilbar, oder aber es ist unteilbar und verliert seinen dreidimensionalen Charakter, wodurch es nicht mehr ein Teil des Ganzen sein kann.²

Zur Unendlichkeitsproblematik sollen noch folgende Beispiele zur Veranschaulichung dargestellt werden. Stellen wir uns einen Zahlenstrahl vor. Ausgehend von Null ist eine unendliche Fortführung sowohl in positiver als auch in negativer Richtung zu konstatieren, weil man eine beliebige Zahl durch Addition vergrößern kann. Somit ist ein Zahlenstrahl grundsätzlich von Null beginnend in beide Richtungen als unendlich anzusehen. Etwas größeres als das Unendliche ist nicht denkbar. Nun stellt sich unserer Vernunft jedoch das Problem, daß der unendlich lange Zahlenstrahl in positiver Richtung nicht als genauso lang gedacht werden kann, wie die Länge beider, d.h. sowohl derjenige in positiver als auch negativer Richtung, welcher ebenfalls unendlich lang ist. Somit müßte eine Verdoppelung der Unendlichkeit gedacht werden. Dies beinhaltet aber notwendig einen Widerspruch zu der Behauptung, daß das Unendliche das größtmögliche Denkbare ist. Entsprechendes gilt für die Menge der rationalen Zahlen zwischen zwei ganzen Zahlen, die unendlich groß ist, wie z.B. zwischen 1 und 2. Ebenso unendlich ist diese Menge aber auch zwischen 1 und 3, obwohl ganz offensichtlich die Menge der rationalen Zahlen hinsichtlich des letzteren Beispiels als größer³ gedacht werden muß, als bei ersterem. Dies läßt sich logisch wie folgt

¹ vgl. hierzu: Aristoteles, Physik, 3, 4 und 6; ich führe hier und im folgenden einige Aristoteles – Stellen auf, weil sie für mich eine wichtige intellektuelle Anregung bedeuteten, wobei ich allerdings dem antiken Autor nicht in seiner Einschätzung zu folgen vermag, daß jene Aporien auflösbar seien, wie jener dies an mehreren Stellen, sowohl in der Physik als auch Metaphysik, behauptet.

² vgl. hierzu: ebenda, 3, 7 sowie Platon, Parmenides Dialog

³ Als ‚größer‘ stellen wir uns nach unserer Vernunft etwas vor, welches alles von etwas anderem beinhaltet und

eindeutig belegen: Die Menge der rationalen Zahlen zwischen 1 und 3 enthält alle rationalen Zahlen zwischen 1 und 2 und darüber hinaus aber eben noch jene zwischen 2 und 3, welche offensichtlich nicht in der Menge zwischen 1 und 2 enthalten sein können, so daß die Menge der rationalen Zahlen zwischen 1 und 3 auf jeden Fall größer sein muß als diejenige zwischen 1 und 2, weil sie alle Zahlenwerte jener enthält, aber eben noch weitere. Andererseits widerspricht dies der Aussage, daß das Unendliche das größtmögliche Denkbare für uns ist, wie oben bereits erwähnt. Denn was sollte auch größer als das Unendliche sein? In der Mathematik beweist man die Gleichmächtigkeit⁴ zweier unendlicher Mengen durch das Aufzeigen einer Bijektion⁵ zwischen beiden, so daß z.B. die Menge aller natürlichen Zahlen gleichmächtig im Vergleich zu jener der geraden natürlichen Zahlen ist:

Definition: V_2 sei die Menge der geraden natürlichen Zahlen

Satz: V_2 ist gleichmächtig wie \mathbb{N}

Beweis: Sei $b(n) = 2n$ eine Abbildung von \mathbb{N} nach V_2 .

b ist bijektiv, da 1. \forall Paare $n_1, n_2 \in \mathbb{N}$ mit $n_1 \neq n_2$ gilt: $2n_1 \neq 2n_2$,

also $b(n_1) \neq b(n_2)$, folglich ist b injektiv

2. \forall Paare $m_1, m_2 \in V_2$ mit $m_1 \neq m_2$ gilt:

$b^{-1}(m_1) = \frac{m_1}{2}$ und $b^{-1}(m_2) = \frac{m_2}{2}$ mit $b^{-1}(m_1) \neq b^{-1}(m_2)$,

folglich ist b surjektiv

q.e.d.⁶

Wir haben also zwei logisch⁷ gültige Beweise⁸ zur Unendlichkeitsproblematik mit sich widersprechenden Ergebnissen. Dieser Widerspruch ist für unsere Vernunft schlechterdings unauflösbar, obwohl wir dennoch den für uns letztlich unverstehbaren Begriff der Unendlichkeit allein schon deshalb verwenden müssen, um zu wissen, was Endlichkeit bedeutet.

2. Der Zeitbegriff:

Jedes innerliche wie äußerliche Erleben verläuft in der Zeit, einem unaufhörlichen Nacheinander. Wenn wir uns den Verlauf allen Erlebens auf einem Zeitstrahl verdeutlichen, treten sofort zwei unauflösbare Probleme auf: Einerseits ist der Zeitstrahl weder in Richtung auf die Vergangenheit noch in Richtung auf die Zukunft als begrenzt denkbar, womit wieder das Problem der

darüber hinaus noch mehr, da ersteres alles von letzterem in sich vereinigt und eben noch etwas mehr umfaßt, so daß es nicht gleich groß im Vergleich zu jenem ist, sondern größer sein muß.

⁴ Zum mathematischen Begriff der ‚Mächtigkeit‘ siehe: Brockhaus. Die Enzyklopädie in vierundzwanzig Bänden. Zwanzigste, überarbeitete Auflage. Leipzig Mannheim 1996. Dreizehnter Band, S. 709, s.v. Mächtigkeit; vgl. hierzu auch folgende Internetadresse: de.wikipedia.org/M%E4chtigkeit

⁵ Eine Bijektion liegt genau dann vor, wenn eine Abbildung sowohl surjektiv als auch injektiv, also umkehrbar eindeutig bzw. eineindeutig ist. Somit werden zwei Mengen als gleichmächtig oder äquivalent bezeichnet, wenn es eine bijektive Abbildung von der einen auf die andere gibt. Zu diesem Begriff habe ich eingesehen: B. Huppert: Lineare Algebra I. Vorlesungsskript zum Wintersemester 1990 des Fachbereiches Mathematik der Johannes Gutenberg Universität Mainz, S. 14 – 15. Darüber hinaus finden sich im Internet z.B. auf den entsprechenden Seiten der Universitäten zu diesem Begriff weitere wissenschaftliche Erläuterungen. Vgl. hierzu auch: Brockhaus, dritter Band, S. 312, s.v. Bijektion sowie Brockhaus, erster Band, S. 19, s.v. Abbildung

⁶ Dieser mathematische Beweis wurde von einem Mitarbeiter meines Institutes – Herrn Ralph Unverzagt – formuliert.

⁷ Die Mathematik stellt nur einen Teilbereich der Logik dar. In der Mathematik, so wie sie von den Fachvertretern eingegrenzt wird, tritt obiger Widerspruch nicht auf, da sie dieses Problem in seiner ganzen Dimension für unsere Vernunft schlicht ignorieren, indem sie eine durchaus für mathematische Probleme sinnvolle Operationalisierung des Unendlichkeitsbegriffes vornehmen. Dadurch wird allerdings noch keineswegs der für unsere Vernunft zwingende und logisch eindeutig belegbare Widerspruch ausgeräumt.

⁸ Der zuerst aufgeführte Beweis, daß die Menge der rationalen Zahlen zwischen 1 und 3 größer sein muß als zwischen 1 und 2 unter der in Anmerkung 3 vorausgesetzten Definition von ‚größer‘, ist, aufgrund der besseren Verständlichkeit, nicht in der Form eines formallogischen Kalküls dargelegt worden, ohne daß hierdurch irgendeine Einschränkung hinsichtlich der eindeutigen Gültigkeit der Beweisführung eintritt.

Unendlichkeit auftritt. Andererseits können wir uns die Gegenwart, das Jetzt, nicht als zeitlich ausgedehnt denken, sondern nur als Trennlinie zwischen Vergangenheit und Zukunft. Denn wenn die Gegenwart eine zeitliche Ausdehnung besäße, könnte sie wiederum in Vergangenheit und Zukunft aufgeteilt werden und stellte damit keine Trennlinie zwischen beiden dar.⁹ Somit kann ein Ereignis entweder nur gewesen sein oder es wird erst in der Zukunft sein, aber es *ist* nie, da die Gegenwart keine zeitliche Ausdehnung zuläßt. Obgleich wir einerseits der Gegenwart keine Ausdehnung zubilligen können, müssen wir andererseits zugleich dennoch ein Sein auch als gegenwärtig, also im Jetzt befindlich, notwendig denken, denn sonst wäre es für uns nicht existent, da auch dasjenige, welches in der Vergangenheit einmal war, als irgendwann einmal gegenwärtig gedacht werden muß. Die Gegenwart schmilzt somit auf eine unendlich kleine Größe ohne zeitliche Ausdehnung zusammen und muß dennoch, im Widerspruch dazu, als ausgedehnt gedacht werden, um überhaupt ein Sein, welches nicht anders als in der Zeit gedacht werden kann, konstituieren zu können.

Alles Sein ist geworden, d.h. es ist irgendwann in der Vergangenheit entstanden. Entstehen bedeutet jedoch nichts anderes, als daß aus einem Etwas ein anderes Etwas wird, aus einem A ein Nicht-A. Solange das A ein A und kein Nicht-A ist, hat also das Werden vom A zum Nicht-A noch nicht stattgefunden. Sobald aber aus dem A das Nicht-A geworden ist, muß das Werden schon abgeschlossen sein.¹⁰ Infolgedessen muß das Werden, wie die Gegenwart, als unendlich klein gedacht werden und ist damit für uns nicht vorstellbar.

⁹ vgl. hierzu: Aristoteles, Physik, 6, 3

¹⁰ vgl. hierzu: ebenda, 6, 5

3. Raum – Zeit – Problematik:

Aus dem bisher Dargestellten ergeben sich gravierende Probleme hinsichtlich von Raum und Zeit, welche bereits in der Antike eingehend diskutiert worden sind. Daher sollen nachfolgend zunächst zwei sich widersprechende naturphilosophische Lehren kurz vorgestellt werden: die Eleaten und Heraklit:

Der Name der Schule ersteren leitet sich nach dem Ort ihrer Tätigkeit, dem an der italienischen Westküste gelegenen Ort Elea, her. Als Begründer der eleatischen Schule gilt **Xenophanes**, welcher um 570 v.Chr. geboren wurde. Er zog als fahrender Dichter und Sänger durch die Lande und verbreitete in lyrischer Form seine philosophischen Gedanken. Die althergebrachte Religion der Griechen mit ihren zahlreichen Anthropomorphismen, wie sie z.B. von Homer und Hesiod überliefert sind, lehnte er scharf ab und machte sich mit beißendem Spott darüber lustig. Demgegenüber glaubte er an nur einen einzigen, höchsten und besten Gott (Monotheismus), welcher der Urgrund für alles Seiende sei und in dem das Wesen alles Seienden zusammenfließe. Im Unterschied zu den Milesiern, welche den Urgrund der Dinge als selbstbewegt ansahen, strich er dieses Postulat und sah Gott als unbeweglich und in allen seinen Teilen als vollkommen gleichartig an. Mit seiner Gleichsetzung des höchsten Wesens mit der Einheit des Weltganzen ist er der geistige Vater von einem ewigen, unveränderlichen Sein, dem letztlich nur wirkliche Realität zukommt, im Gegensatz zur Vielheit der empirischen Erscheinungen. Der bedeutendste Denker dieser Schule war der um 525 v.Chr. in Elea geborene **Parmenides**. Daß es ein Sein gibt (**e**)/sti ga/r ei/nai), ist für ihn ein begriffliches Postulat von so zwingender Evidenz, daß sie keines Beweises bedarf. Im Umkehrschluß stellt er fest, daß es das Nichtsein weder geben noch daß es gedacht werden könne, denn wenn man etwas denkt, muß es auch sein, sonst kann man es gar nicht erst denken. Somit sind Sein und Denken völlig identisch. Für Parmenides ist Raumerfüllendes (to ple/on), also Körperlichkeit, gleichbedeutend mit Sein. Infolgedessen kann es auch keinen leeren Raum (to ke/non) geben: es existiert nur ein einheitliches, ewiges, ungewordenes, unvergängliches, unbewegliches, unterschiedsloses Sein in Form eines wohlgerundeten Weltkörpers in Kugelgestalt. Die bewegliche, vom Streit zerrissene Welt, wo es Geburt und Tod, Anfang und Ende der Einzeldinge in der Zeit gibt, sind nichts als bloßer trägerischer Schein, bloße Meinung (do/ca). Das Vergängliche ist das, was einst nicht war und einmal nicht mehr sein wird und ist damit nicht wirklich existent: ein Werden und Vergehen kann nicht vernünftig gedacht werden. Bewegung setzt den leeren Raum voraus, in welchem das Sein seine Ortsveränderung erleidet; da es diesen nicht geben kann, gibt es eben auch keine Bewegung. Die Metaphysik der Eleaten duldet damit keine Physik! Die von uns wahrnehmbare Welt wird radikal negiert, weil sie mit der Theorie nicht übereinstimmt. **Zenon**, geboren um 490 v.Chr., war der berühmteste Schüler des Parmenides und sah seine Hauptaufgabe in der Abwehr der Angriffe auf die eleatische Schule. Seine Argumente, daß es logisch gesehen keine Bewegung geben könne, waren sehr durchdacht und schärften den kritischen Blick gegenüber allem, was auf den ersten Anschein hin einleuchtend und selbstverständlich erscheint.

Heraklit wurde um 540 v.Chr. geboren und lebte im kleinasiatischen Ephesos. Er war ein Einzelgänger mit aristokratischer Gesinnung und ein Verächter der Masse. Die wenigen von ihm erhaltenen Fragmente sind u.a. aufgrund ihrer aphoristischen Kürze sehr dunkel und vieldeutig. Wie seine Vorgänger geht auch er davon aus, daß es hinter der beobachtbaren Vielheit etwas Einheitliches, welches dieser zugrunde liegt, geben muß. Im Gegensatz zu den Eleaten leugnet er aber nicht die Vielheit und die Bewegung, das beständige Werden und Vergehen der Dinge, sondern versteht dies als Ausdruck einer in der Welt obwaltenden göttlichen Vernunft, die er mit dem Namen ‚Logos‘ (lo/goj) bezeichnet. Der dauernde Fluß des Werdens und Vergehens (pa/nta r(ei=) ist das Wesen aller Dinge, also weder ein Urstoff der Milesier noch ein unveränderliches Sein der Eleaten, d.h. es gibt nur das Geschehen, das Werden selbst. Die ständige Veränderung allen Seins erfolgt jedoch keineswegs willkürlich, sondern nach einem ewigen Gesetz, nach welchem alles einem polaren Zusammenspiel widerstreitender Kräfte entspringt. Durch diesen Kampf (po/lemoj) der Gegensätze erst entsteht die beobachtbare Welt und ist damit Ausdruck einer göttlichen Ordnung. Kein Einzelding hat Bestand, nur der lo/goj, nach dem alles gestaltet wird, ist das Bleibende. In

diesem Kampf der Gegensätze liegt also das Wesen aller Dinge, so daß er die Vorstellung vom Ende allen Kampfes, den ewigen Frieden ablehnt, weil dieser das Ende aller schöpferischen Kraft bedeuten würde und dem Tod gleichkäme. Diese Erfahrung können wir auch im alltäglichen Leben machen, denn erst durch die Krankheit wissen wir z.B. die Gesundheit zu schätzen. Kennten wir die Krankheit gar nicht, wüssten wir auch nichts von der Gesundheit. Dieses Gesetz des Wechsels schafft die kosmische Harmonie, welche sich allerdings dem schlichten Beobachter, so Heraklit, nicht so einfach erschließt, da er nur viele einzelne Dinge wahllos entstehen und vergehen sieht, ohne das dahinter liegende Urgesetz zu erkennen. Alles, was für kürzere oder längere Zeit zu sein scheint, ist das Produkt entgegengesetzter Bewegungen und Kräfte, die sich in ihrer Wirkung das Gleichgewicht halten (e/nantiotropi/a). So ist jeden Augenblick das Universum eine in sich gesplattene und wieder in sich zurückgehende Einheit (e/n diafero/menon e(aut%=) – ein Streit, der seine Versöhnung, ein Mangel, der seine Sättigung findet: das Werden stellt die Einheit der Gegensätze her; somit existiert eine Einheit in der Vielheit und eine Vielheit in der Einheit. Als Bild für diese Urenergie verwendet Heraklit das Feuer, welches durch sein Auflodern und Verlöschen seine Vorstellungen am besten verdeutlicht. Der Mensch partizipiert durch seine ihm innewohnende Vernunft an diesem Weltlogos.

Zitate: „Wir können nicht zweimal in denselben Fluß springen.“

„Der Krieg ist aller Dinge Vater, aller Dinge König.“

Mit seiner Lehre vom Zusammenwirken der Gegensätze schuf er ein erstes Modell der dialektischen Entwicklungslehre, welche bis heute unser Denken maßgeblich mit beeinflusst: insbesondere Hegel, Marx, Nietzsche und Darwin.

Nach diesem kurzen Exkurs zu diesen beiden Denkschulen wenden wir uns nun den sich daraus ergebenden Problemen für unsere Vernunft in bezug auf die Raum – Zeit – Problematik zu, indem wir uns das von Zenon entwickelte Paradoxon des ‚ruhenden Pfeils‘ näher zu Gemüte führen: Ein fliegender Pfeil, in jedem Einzelmoment betrachtet, befindet sich an einer bestimmten Stelle im Raum, wo er infolge seines Dortseins ruhen muß, da er sonst nicht dort, sondern woanders wäre. Wenn er aber in jedem einzelnen Zeitpunkt des Fluges ruht, so ruht er auch im ganzen. Auf dieses Paradoxon antwortete Aristoteles, daß man die Zeit nicht in einzelne Stücke zerteilen dürfe, sondern sie als ein dauernd fließendes Kontinuum begreifen müsse¹¹. Doch damit ist das hier aufgeführte Raum – Zeit – Problem keineswegs für unsere Vernunft gelöst, da wir durch diese genötigt sind, ein sich bewegendes Sein als einerseits raum – zeitlich fixiert, d.h. zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort befindlich, also ruhend und andererseits dennoch auch in diesem Punkt als bewegt ansehen müssen.¹² Wir können uns weder die ununterbrochene Bewegung noch die raum – zeitliche Fixierung bei einem bewegten Gegenstand als eine dem Sein notwendig inhärente Eigenschaft im Kontinuum des Zeitflusses wegdenken, obgleich dies in sich widersprüchlich ist. Eleatisches Sein und heraklitisches Werden lassen sich für unsere Vernunft nicht in Einklang bringen, obwohl wir beides immer gemeinsam zwingend mitdenken müssen und keines völlig ignorieren können.

¹¹ ebenda, 6, 2 und 9; sowohl die Argumentation Zenons als auch die Widerlegung von Aristoteles finden wir durch diese Stellen belegt.

¹² Es soll allerdings sofort klar gestellt werden, daß mit der Entwicklung der Infinitesimalrechnung durch Leibniz und Newton das aufgeführte Paradoxon mathematisch durchaus lösbar ist. Aber es bleibt dennoch letztlich für unsere Vernunft unverständlich, da wir uns von der Unendlichkeit keine Vorstellung machen können (s.o.) und nur dieser, in unserem Denken angelegte Widerspruch, ist hier Gegenstand meiner Erörterung.

4. Aristoteles und die Seinsproblematik:

Alle Versuche der Metaphysik seit Aristoteles¹³ als einer Wissenschaft vom ‚Seienden als Seiendem‘ bzw. dem ‚Seienden als solchem‘¹⁴ zielten darauf ab, das Wesen¹⁵ der Dinge in der Weise zu ergründen, daß das Sein¹⁶ für uns Menschen rational widerspruchsfrei begreifbar sein würde. Bei allem, was wir uns vorstellen, müssen wir immer zunächst ein Sein des Vorzustellenden voraussetzen, welches in der Alltagssprache häufig durch die ‚ist – Kopula‘ zum Ausdruck kommt, d.h. wenn man sagt: „Dieser Mensch *ist* groß.“, dann impliziert dies notwendig schon sein Dasein, ohne daß wir dies gesondert betonen müßten. Allen Seienden ist demnach, bei aller individuellen Verschiedenheit, das Dasein gemeinsam, es liegt ihnen notwendig zugrunde, bzw. wir können es uns nur so mit unserer Vernunft vorstellen. Ihre jeweilige ‚Washeit‘, d.h. das, was sie zu einem bestimmten Etwas macht, müssen wir in ihrem Wesen, worin sie sich eben von den anderen Dingen unterscheiden, suchen. Dieses Wesen müssen wir als solches erkennen, wenn wir einen bestimmten Menschen als jenen wieder identifizieren wollen, obwohl wir ihn beispielsweise aus einer anderen Perspektive betrachten und damit nicht ein identisches Bild im Vergleich zum vorherigen wahrnehmen. Bei Aristoteles finden wir dafür folgende Wortschöpfung: „to/ ti/ h)=n to\ tw?= e(ka/stw? ei)=nai“¹⁷ oder in abgekürzter Form: „to/ ti/ h)=n ei)=nai“. Das Imperfekt h)=n betont hier die zeitlose Dauer der jeweils auszumachenden Wesenheit eines Dinges, denn ohne sie könnten wir es als solches infolge seiner Veränderungen im Zeitablauf gar nicht mehr wiedererkennen. Der substantivierte Infinitiv von ei)=nai verbindet sich bei Aristoteles häufig mit einem Dativus possessivus, welcher das Eigentümliche, das Sosein des bezeichneten Gegenstandes verdeutlichen soll.¹⁸ Der antike Autor sieht die genuine Aufgabe der Metaphysik in der Auseinandersetzung mit dem Begriff der Wesenheiten selbst, wobei aber nicht die jeweilige ‚Washeit‘ einzelner Objekte Gegenstand ihrer Untersuchung ist, da dies den Einzelwissenschaften mit den entsprechenden induktiven Methoden vorbehalten bleibt. Dagegen beschäftigt sich die Metaphysik mit denen allen Dingen inhärenten Wesenheiten als Wesenheiten. Die von ihm z.T. äußerst scharfsinnigen Ausführungen sollen hier nicht weiter thematisiert werden; sie sind im wesentlichen in der Metaphysik aber auch in den Analytiken und der Hermeneutik nachzulesen.

Trotz aller Bemühungen von der Antike bis heute bleiben wesentliche Aspekte der Seinsproblematik für unsere Vernunft unauflösbar. Obwohl wir in der Tat gezwungen sind, allen Dingen ein Sein zuzusprechen, können wir es, wie oben dargelegt, nicht im Kontinuum des Zeitflusses, so wie wir ihn uns vorstellen, fixieren, denn ein Sein ist für uns nur in der Zeit denkbar. Das Sein, als etwas allem Zukommendem, kann selbst nur als Grenzbegriff benutzt werden, aber niemals ein Gegenstand weiterer wissenschaftlicher Untersuchungen sein, eben weil es von nichts anderem mehr ableitbar ist und keine spezifischen Eigenschaften besitzt; es läßt sich nicht beschreiben und muß dennoch einfach vorausgesetzt werden! Die Behauptung, aus dem Sein sei das Wesen der Dinge herleitbar, ist eine wenig weiterführende Aussage, da zum einen zwar allen Dingen ihre Seinsqualität gemein ist, aber eine weiterführende Feststellung, infolge der nicht weiteren Bestimmbarkeit von Sein, nicht getroffen werden kann. Wenn wir ein Ding als solches in seiner Individualität identifizieren und damit auch in der Lage sind, es aus anderer Perspektive wiederzuerkennen, setzt dies die Konstruierung von Wesensmerkmalen durch unseren Verstand

¹³ Fragen nach dem Sein werden zwar schon von einigen Vorsokratikern und insbesondere von Platon erörtert, aber erst seit Aristoteles kann man von einer rational – logischen Auseinandersetzung mit der Seinsproblematik sprechen.

¹⁴ Aristoteles nennt es ‚to\ o)\n h?(= o)/n‘.

¹⁵ Aristoteles benutzt die substantivierte Form des weiblichen Partizips von ‚ei)=nai‘, nämlich ‚ou)si/a‘, worunter er etwas versteht, das allem Seienden zugrunde liegt und von nichts weiterem mehr abgeleitet werden kann; vgl. zu diesem Begriff auch: Thesaurus Graecae Linguae, Bd. V, s.v. ou)si/a, 2.419 sowie zum lateinischen Begriff ‚essentia‘: Thesaurus Linguae Latinae, Bd. V, 2, s.v. essentia, 862 – 864

¹⁶ Zur Etymologie des Wortes ‚Sein‘ vgl.: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, Bd. 16, s.v. Sein, 228 – 336

¹⁷ Übersetzung: „Was war das für jedes Einzelding wesensmäßige Sein?“

¹⁸ So z.B.: Aristoteles, Metaphysik 4, 4; 1007, a: „...: to\ ga'r a)nJrw/pw? kai\ ei)=nai to\ mh\ a)nJrw/pw? ei)=nai...“; deutsche Übersetzung: „...: das dem Menschen wesensmäßige Sein und das dem Menschen nicht wesensmäßige Sein ...“

voraus, d.h. wir entwickeln ein Bild vor unserem geistigen Auge, welches nur für uns wesentliche Charaktermerkmale beinhaltet, so daß wir unabhängig von nicht wesentlichen Veränderungen zur Reidentifizierung imstande sind. Dabei gibt es allen Menschen gemeinsame Erkenntniskategorien (s.u. die Ausführungen zu Immanuel Kant), andere, die historisch / kulturell bedingt sind und schließlich einige, die im einzelnen Menschen liegen. Es ist die wichtige und umfangreiche Aufgabe vieler unterschiedlicher Fächer, die Detailforschung auf den genannten Gebieten voranzutreiben und kann daher hier nicht weiter verfolgt werden. **Wenn also allem Denken von oder über etwas immer zugleich ein Sein sowie ein Sosein inhärent ist, so kann auch die formale Logik nicht als davon losgelöst angesehen werden, d.h. auch sie muß empirisch betrachtet werden. Nichts kann für unsere Vernunft ausschließlich formal aufgefaßt werden, es ist immer auch ein für uns identifizierbares Sein mitzudenken, obgleich dieses Sein als in der Zeit befindlich nicht widerspruchsfrei vorstellbar ist (s.o.)!**

Alle hierüber hinausgehenden metaphysischen Versuche, das ‚Seiende als Seiendes‘ oder das Wesen der Dinge zu ergründen, müssen notwendig an unseren begrenzten menschlichen Möglichkeiten scheitern, da bestimmte Widersprüche unauflösbar in unserer Natur angelegt sind, wie dies bereits oben dargelegt wurde und in den folgenden Abschnitten noch zu zeigen sein wird.

5. Ursache – Wirkung – Problematik:

Wenn wir versuchen, etwas zu verstehen, suchen wir nach Bedingungen bzw. Ursachen, die ein bestimmtes Phänomen bedingt bzw. verursacht haben. Beim weiteren Fortschreiten auf dieser Suche begegnet uns notwendig die Frage nach dem Unbedingten, welches aber wiederum für uns nicht verstehbar sein kann, da ja alles Verstehen nur durch die Angabe von Bedingungen möglich ist, aber dem Unbedingten ex definitione keine Bedingungen zugrunde liegen können, da es ansonsten bedingt und nicht unbedingt wäre. Damit ist die Grundlage des Verständnisprozesses, also das Unbedingte, für uns nicht verständlich, ohne daß unsere Vernunft eine befriedigende Antwort auf jene sie beschäftigende Frage finden kann.

6. Freiheitsproblematik:

Die Ursache – Wirkung – Problematik begegnet uns ebenfalls beim Verständnis von Freiheit. Wenn man dem Menschen zubilligt, Spielräume freien Entscheidens zu besitzen, muß man ihn zumindest teilweise aus dem Bedingungsgefüge von Ursache und Wirkung entlassen, weil ansonsten alles Handeln infolge der diesem zugrunde liegenden Ursachen vollkommen determiniert wäre. Freiheit wäre somit ein rein negativer Begriff, nicht im Sinne einer Wertung von gut oder schlecht, sondern insofern, als daß er lediglich etwas Indeterminiertes bezeichnete. Wir empfinden in uns ein Gefühl von Freiheit, und es gehört zu unserem Selbstverständnis, über einen freien Willen zu verfügen, weil ansonsten alle Überlegungen über zukünftiges Handeln sinnlos wären, da ja alles gesetzmäßig vorgegeben wäre, ohne daß es überhaupt einen Entscheidungsspielraum für uns gäbe. Aber diesen freien Willen können wir niemals rational verstehen, denn, wenn wir versuchen uns einen freien Willen vorzustellen, geraten wir auch deshalb schon in Widersprüche, weil alle inneren Motive auch wieder als Ursachen für Handlungen zu verstehen sind und eine Freiheit, die völlig losgelöst von allen unseren inneren Gegebenheiten existierte, nichts mehr mit uns selbst zu tun hätte. Sobald wir versuchen, etwas zu verstehen, halten wir Ausschau nach Bedingungen, ob es nun äußere oder innere sind. Verstehen wir ein Phänomen, dann kennen wir alle Ursachen, die zu ihm **notwendig** geführt haben; wenn dem nicht so ist, haben wir das besagte Phänomen noch nicht völlig verstanden und müssen weiter suchen. Egal wie klein wir uns den nicht determinierten Spielraum freien Handelns in einer bestimmten Situation auch vorstellen mögen, in einer Situation also, in der wir wirklich auch meinen, jenen Spielraum zu besitzen, so dürfte dieser in keiner Weise dem Bedingungsgefüge von Ursache und Wirkung unterworfen sein, da er ja sonst bedingt und nicht frei wäre. Dies gilt in gleicher Weise für äußere und innere Ursachen, wie Gefühle oder rationale Erwägungen, die zu einer bestimmten Handlung geführt haben. Etwas, das aber von nichts verursacht ist, können wir uns nicht vorstellen, weil eine Vorstellung immer auch die Möglichkeit der Angabe von Bedingungen impliziert. Infolgedessen bleibt es für uns allein aus diesem Grund letztlich immer unverständlich, wie der Mensch durch freie Entscheidungen den Lauf der Dinge ändern können sollte, da Verstehen für uns ja immer an die Angabe von Bedingungen gebunden ist. Allerdings läßt sich auch das Gegenteil, d.h. daß es keine Freiheit gibt, nicht beweisen. Denn wie sollte ein solcher Beweis aussehen? Einer bestimmten Handlung sieht man nicht an, ob sie vollständig unfrei war oder nicht; man nimmt nur sie, aber nicht eine möglicherweise freie Entscheidung, welche ihr zugrunde gelegen haben mag, wahr. Wir haben als Menschen keinerlei Möglichkeit, die Nichtexistenz des Grenzbegriffes ‚Freiheit‘ zu beweisen, weil unser Denk- und Erkenntnisapparat keine entsprechenden Fähigkeiten bereithält. Denn einerseits läßt sich empirisch die Nichtexistenz von irgend etwas niemals sicher feststellen, da wir allenfalls ein bisheriges Nichtbeobachten des in Rede stehenden Etwas wissenschaftlich korrekt aussagen können, welches aber in Zukunft dennoch vielleicht einmal als existent nachgewiesen wird. Andererseits ist es für unsere Vernunft schlechterdings unmöglich, über etwas wie die Freiheit sicheres aussagen bzw. beweisen zu können, weil wir dafür Gründe – also Bedingungen – angeben müßten. Die Freiheit als etwas Unbedingtem entzieht sich aber ex definitione genau diesem Bedingungsgefüge, in welchem unsere Vernunft beim Verstehen von Phänomenen notwendig gefangen bleibt, so daß sie allein dadurch niemals zwingende Aussagen über die Freiheit zu treffen vermag.

Wir besitzen lediglich dieses unausrottbare Gefühl von Freiheit in uns und müssen uns auch allein schon deshalb grundsätzlich die Möglichkeit von Freiheit zugestehen, weil davon unsere ganz besondere Würde abhängt. Besäßen wir keine Freiheit, wäre all unser Handeln vorherbestimmt. Wir glichen einer Maschine, welche keine eigenen Entscheidungen treffen könnte und somit auch keinerlei Verantwortung für ihr Handeln zu übernehmen hätte. Damit entbehrten Moral und Recht jeder Grundlage. Da wir die Existenz von Freiheit weder be- noch widerlegen können, macht es aus den vorgebrachten Gründen durchaus Sinn, sie für uns Menschen zu reklamieren, ohne damit aber die oben gezogenen prinzipiellen Grenzen zu überschreiten.

Wir müssen nun noch sehen, ob Freiheit wirklich **nur** als negativer Begriff zu denken ist, ohne dabei jedoch den oben erwähnten Widerspruch, der sich aus dem Gegensatzpaar ‚Determination –

Indetermination' und dem damit zusammenhängenden Verständnisproblem hinsichtlich der Angabe von hinreichenden Bedingungen zur Erklärung eines Phänomens ergibt, vergessen machen zu wollen. Diese Problematik ist prinzipiell für unsere Vernunft nicht lösbar! Ich möchte nachfolgend nur zeigen, inwieweit sich trotz dieser grundsätzlichen Grenzen für uns ein Begriff von Freiheit entwickeln läßt, welcher ein besseres Verständnis für ein humanes ‚Ich‘ mit seiner ganz besonderen Würde ermöglicht und damit auf Selbstverantwortung sowie Freiheit fußt. Da rein negative Begriffe für uns nicht verständlich sein können, obgleich wir solche dennoch notwendig benutzen müssen (s.o. und s.u.), versuche ich nun, Freiheit auch positiv zu erfassen. Wenn wir meinen, etwas frei und selbstverantwortlich entscheiden zu können, darf einer solchen Entscheidung nichts anhaften, was wir nicht selber *wollen!* Kein äußerer oder innerer Zwang darf uns zu einer Handlung, für die wir meinen, uns frei entschieden zu haben, führen, denn sonst besäßen wir dieses Gefühl der Freiheit nicht. Desweiteren muß diese Entscheidung aber etwas mit uns selbst zu tun haben, d.h. wir müssen sie innerlich bejahen. Dies versuchen wir dadurch zu gewährleisten, daß wir bei vielen, wenn auch nicht allen freien Entscheidungen vorher Überlegungen anstellen, warum wir jenes und nichts anderes wollen. Dieses Nachdenken wiederum wird durch die uns umgebende Umwelt maßgeblich beeinflußt und zwar durchgängig, so daß ein dauernder Kommunikationsprozeß zwischen dem ‚Ich‘ und allem ‚Nicht – Ich‘ stattfindet. Erst aufgrund dessen meinen wir, sinnvolle Abwägungen anstellen und daraufhin Entscheidungen treffen zu können sowie diese auch innerlich als eigene anzuerkennen, im Gegensatz z.B. zu inneren Zwängen, die einem nicht das Gefühl von Freiheit zu vermitteln vermögen, auch wenn sie aus uns selbst heraus erfolgen. Wenn wir etwas als eigene Entscheidung billigen wollen, suchen wir also nach Gründen, warum wir es sollen wollen. Dabei geraten wir notwendig in den oben schon benannten Zirkel der ‚Ursache – Wirkung – Problematik‘, welcher für uns unauflösbar bleibt. Wenn wir dies nun akzeptieren, da wir auch gar nicht anders können, so ist eine frei getroffene Entscheidung deshalb frei, weil in uns ein Vorgang stattgefunden hat, der zwar durch Nachdenken vorbereitet worden war, aber an dessen Ende eine *Billigung* durch uns selbst ohne weitere Angabe von Gründen erfolgt ist. Diese Billigung ist kausal nicht weiter hinterfragbar, denn nach allem Sammeln von Gründen, die für und wider eine Handlung sprechen, muß irgendwann eine Entscheidung stehen, die wir dann als unsere eigene anerkennen. Bei allen Willensäußerungen, welchen keine rationalen Überlegungen vorangehen und für die keine besonderen Gründe auszumachen sind, wie z.B. willkürlich in einem Moment die Hand heben zu können, ohne irgend etwas damit zu bezwecken, ist dieser Zusammenhang ganz augenfällig, vorausgesetzt wir wollten es bewußt so! Diese Vorstellung von Billigung ist deshalb für uns letztlich nicht verständlich, weil sich eben keine Gründe dafür vorbringen lassen, da vorausgegangene Überlegungen eines Für und Wider zwar erfolgt sein mögen, aber die Billigung selbst nicht einer mechanischen Rechenoperation entsprungen sein kann, wenn sie frei sein soll. Der Bereich, in welchem eine solche Bejahung stattfindet, ist daher rational nicht nachvollziehbar. Damit bleibt der Begriff der Freiheit weiterhin problematisch. Dennoch können wir abschließend konstatieren, daß dem Begriff der Freiheit, neben seiner negativen Bedeutung als Gegensatz zu demjenigen der Determination, für uns nur insofern eine positive Bedeutung zukommen kann, als daß er etwas ausdrückt, welches aus uns selbst bewußt entsprungen sein muß, ohne daß wir das Gefühl haben, bei unserem Wollen fremdbestimmt zu sein und wir daher bei einer freien Willensentscheidung eine Billigung durch uns voraussetzen müssen.¹⁹

7. Wahrheitsproblematik:

¹⁹ In diesem Zusammenhang möchte ich ein Buch von Peter Bieri erwähnen: Das Handwerk der Freiheit. Über die Entdeckung des eigenen Willens. München Wien 2001. Dort behandelt er die oben erörterte Problematik sehr ausführlich und allgemeinverständlich, wofür ihm sehr zu danken ist. Er breitet dabei viele Argumentationsstränge, welche die Fragen der Freiheit und ihres Verständnisses für uns berühren, aus und kommt ebenfalls zu dem Ergebnis, daß eine freie Willensäußerung nur dann als solche zu charakterisieren sei, wenn sie durch uns bewußt gebilligt worden sei. Auch meint er, daß diese Billigung durch einen Kommunikationsprozeß mit der Umwelt beeinflußt werde und ein Vorgang des Aneignens durch uns erfolge. Daraus entwickelt er den Begriff einer ‚angeeigneten bzw. bedingten Freiheit‘. Allerdings vernachlässigt er bei der Erklärung dieser Freiheitsvorstellung im dritten Teil seines Buches die von mir oben erwähnten Widersprüche, welche dem Begriff der Freiheit notwendig inhärent sind, so daß er die letztlich rationale Unverständlichkeit des Vorgangs der Billigung nicht hinreichend deutlich werden läßt.

Wenn wir uns die Frage nach der Wahrheit stellen, geraten wir sofort in Schwierigkeiten, insbesondere wenn wir uns noch einmal das oben Aufgeführte mit seinen ganzen Widersprüchen vor Augen führen. Wenn als Folge hiervon jedoch Wahrheit geleugnet wird, so ist auch dies in sich widersprüchlich, denn die Leugnung von Wahrheit beansprucht ja selbst schon wieder wahr zu sein: „Der nämlich, der alles für wahr erklärt, der erklärt damit auch die der seinen entgegenstehende Behauptung für wahr, also seine eigene für nicht wahr (da jene des Gegners seine eigene nicht für wahr erklärt); wer aber alles für falsch hält, der hält auch seine eigene Behauptung für falsch.“²⁰ Einerseits kommt unser Denken ohne den Wahrheitsbegriff nicht aus, denn jegliches Denken beruht auf Festlegungen, die für sich ein Wahrsein beanspruchen müssen, und andererseits sind wir nicht in der Lage, wirklich festzulegen, was letztlich wahr ist. Das sokratische ‚Ich weiß, daß ich nichts weiß‘ beschreibt diesen Widerspruch sehr prägnant, und Platon ließ viele seiner Dialoge in der Aporie enden.

Augustinus sah im Zweifel, der Ungewißheit eine Grundtatsache unseres Seins, denn daran, daß wir zweifeln, können wir nicht zweifeln. Ebenso fand Descartes in dem Satz ‚Cogito ergo sum‘ eine angeblich letzte, unbezweifelbare Gewißheit, die ihm als Ausgangspunkt einer rationalen und widerspruchsfreien Philosophie dienen sollte, ohne diesen Anspruch natürlich einlösen zu können. Desweiteren setzt der Begriff des Zweifelns auch den der Wahrheit voraus, da man nur an etwas zweifeln kann, wenn man annimmt, daß es nicht wahr sei und somit die Vorstellung von Wahrheit notwendig mitdenken muß, ohne damit das Wahrheitsproblem zu lösen und aufzeigen zu können, was letztlich wahr ist.

Ein weiteres Problem der Wahrheitserkenntnis soll kurz erläutert werden. In der Philosophiegeschichte ist von der Antike bis zur Neuzeit häufig die Mathematik als bestes Beispiel für unbezweifelbare Erkenntnisse angesehen worden, z.B. $3 \times 5 = 15$. Ob das errechnete Ergebnis jedoch richtig ist, muß durch Menschen überprüft werden, indem sie nachrechnen, ob es stimmt oder nicht. Da man jedoch niemals sicher sein kann, daß sich jemand verrechnet, bleibt eine gewisse Unsicherheit auch dort notwendig bestehen, weil auch sehr viele Menschen sich verrechnen können. Denn alle Ergebnisse jeder Wissenschaft beruhen auf menschlichem Denken, welches niemals sicher Fehlerfreiheit für sich reklamieren kann. Und dies gilt selbstverständlich auch für Mathematik und Logik!

²⁰ Aristoteles, Metaphysik 4, 8; 1012 b, 15.: „o(me\n pa\nta a)\lhJh= le/gwn kai\ to\n e)nanti/on e(autou= lo/gon a)\lhJh= poiei=, w(/ste to\n au(tou= ou)k a)\lhJh= (o(ga\r e)nanti/oj ou)/ fhsin au)to\n a)\lhJh=), o(de\l pa\nta yeudh= kai\ au)to\j e(auto/n.“ Im obigen Abschnitt findet sich meine deutsche Übersetzung des zitierten griechischen Textes. Hierbei möchte ich darauf hinweisen, daß Übersetzungen immer auch Interpretationen darstellen, weil jede Sprache das Resultat ihrer eigenen Geschichte ist. Die griechischen Wörter ‚a)\lh/Jeia‘ bzw. ‚a)\lhJh/j‘ übersetzen wir im Deutschen i.d.R. mit ‚Wahrheit‘ bzw. ‚wahr‘, obgleich sie wörtlich das ‚Nichtverborgene‘ bzw. ‚nichtverborgen‘ bedeuten. Infolgedessen muß man für eine **wissenschaftlich** seriöse Auseinandersetzung über entsprechende sprachliche Kenntnisse verfügen, ohne allerdings unbedingt jede Vokabel oder jedes grammatikalische Detail zu kennen; aber man hat auf jeden Fall über notwendige Grundkenntnisse zu verfügen, die für die zu erörternden Fragen hinreichend sein müssen! Falls man nicht über solche Kenntnisse verfügt, so kann es dennoch sehr sinnvoll sein, sich die aufgeführten Gedanken zu Gemüte zu führen, um seinen eigenen Horizont so weit zu erweitern, wie es einem eben möglich ist.

8. Immanuel Kant: Möglichkeiten und Grenzen menschlichen Verständnisses:

Nachfolgend soll eine kurze Auseinandersetzung mit Immanuel Kant erfolgen, weil er, neben den alten Griechen, zu den größten Philosophen der Menschheitsgeschichte gehört. Obgleich ich einigen seiner zentralen Thesen mittlerweile sehr kritisch gegenüberstehe, so verdanke ich ihm dennoch außerordentlich viel und meiner Bewunderung für sein Werk sollen alle vorzubringenden Kritikpunkte keinen Abbruch tun, weil auch und zum Teil gerade aus Irrtümern weiterführende Einsichten erwachsen können.

Kants kritische Philosophie setzt sich im theoretischen Teil mit dem Problem menschlicher Erkenntnis, also der Frage „Was kann ich wissen“ und im praktischen mit der Moral, also der Frage „Was soll ich tun“²¹, auseinander; beides Topoi der gesamten Philosophiegeschichte.²² Zum zuerst genannten Problembereich formulierte Locke, die scholastische Position aufnehmend, folgendes: „Nihil est in intellectu quod non fuerit in sensu“, worauf Leibniz trocken erwiderte: „Nisi intellectus ipse.“²³. Dieser Disput zweier Vorgänger Kants beleuchtet kurz und prägnant einen wesentlichen Ausgangspunkt seiner Philosophie, nämlich die Frage, welchen Anteil die menschliche Vernunft an der Erkenntnis hat, ob sie sich zur Außenwelt nur passiv und unfrei verhält oder selbst etwas und wenn ja, was genau in diesen Prozeß miteinbringt. Kant vertritt die Auffassung, daß der menschliche Verstand nicht passiv oder nur marginal an der Erkenntnis beteiligt sei, sondern sie geradezu konstituiere; dies nennt er, in Anlehnung an die Kosmologie, die ‚kopernikanische Wende‘, welche seine Thesen für die Philosophie beanspruchen könnten. Wenn, wie die englischen Empiristen Locke und Hume behaupten, nichts im Verstande sei, was nicht vorher in den Sinnen gewesen wäre, verhielte er sich lediglich passiv, und alle menschliche Erkenntnis stammte aus der Erfahrung. Infolgedessen existieren nach Hume nur aus der äußeren und inneren Wahrnehmung stammende Eindrücke (impressions) sowie Vorstellungen (ideas), welche Nachbilder bzw. Erinnerungen der ersteren seien. Komplexe Vorstellungen, wie z.B. wissenschaftliche Theorien, entstünden demnach durch die verschiedensten Kombinationen aus Eindrücken und Vorstellungen. Außer diesem gebe es nichts, weder so etwas wie Substanz und damit eine Seele oder ein bleibendes ‚Ich‘, noch Kausalität, da wir immer nur ein Nacheinander in der Zeit und kein Weggeneinander wahrnehmen. Wenn wir trotzdem so etwas wie Substanz oder Kausalität dächten, so geschehe dies aufgrund von Gewöhnung, die eine dahingehende psychische Nötigung darstelle. Eine Gegenposition hierzu vertraten Rationalisten wie Descartes oder Leibniz, welche dem Verstand die Gewinnung wahrer Erkenntnisse aus sich selbst heraus mittels korrekten logischen Denkens und damit auch die Möglichkeit richtiger Aussagen sowohl über die wahrnehmbare Außenwelt als auch darüber hinaus im metaphysischen Bereich zusprachen, ohne allerdings vorher eine kritische Prüfung des Verstandes und seiner Möglichkeiten sowie Grenzen vorzunehmen, wodurch dieser Rationalismus in seiner Methode dogmatisch war. Kant nimmt nun beide Positionen auf und geht über sie hinaus. Die Erfahrung sei demnach etwas Zusammengesetztes und zwar bestehend aus den äußeren Eindrücken und dem, was wir durch unseren Verstand selbst hinzufügten. Obgleich alle Erkenntnis mit der Erfahrung anfangen, da unsere Sinne durch äußere Reize zunächst affiziert werden müßten und diese somit jenen zeitlich immer vorausgingen, bedeute dies aber keineswegs, daß auch alle Erkenntnis **aus** der Erfahrung stamme. Denn die in uns befindliche Funktionsweise des Verstandes sei **vor** aller Erfahrung in uns angelegt, sie stamme nicht aus jener. Kants Transzendentalphilosophie als einer nicht empirischen Wissenschaft nicht empirischer Bedingungen empirischer Erkenntnisse beschäftigt sich also mit **reinen**, d.h. vor aller Erfahrung liegenden Erkenntnissen. Mithilfe unserer Verstandeskategorien erzeugten wir selbst die Welt, die wir wahrnehmen, indem wir das uns von außen gegebene Material entsprechend dieser Kategorien verarbeiteten, so daß beispielsweise Raum und Zeit oder die Kausalität in uns angelegt seien und wir infolgedessen valide Aussagen über die uns umgebende Umwelt treffen könnten, da

²¹ beide Zitate aus: Immanuel Kant: Kritik der reinen Vernunft. Hg. W. Weischedel. Sonderausgabe Wissenschaftliche Buchgesellschaft Bd. 4 Darmstadt 1983. S. 677

²² vgl. hierzu: Immanuel Kant: Kritik der Urteilskraft. Hg. W. Weischedel. Sonderausgabe Wissenschaftliche Buchgesellschaft Bd. 8 Darmstadt 1983. S. 173 und 242 (erste und zweite Fassung)

²³ Beide Zitate nach: Wilhelm Windelband: Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. Tübingen 171980. S. 398

jene insoweit ja durch uns selbst erzeugt worden sei. Allerdings, so betont Kant einschränkend, könnten wir über die ‚Dinge an sich‘, also wie sie unabhängig von unserer Erfahrung seien, nichts aussagen. Gleichwohl existierten diese Dinge an sich, und die Welt sei somit nicht nur ein Produkt unseres Geistes, wie der Idealismus behauptet. Unser Verstand benötige das von den Sinnen schon verarbeitete Material und forme es weiter, wodurch dann gesicherte Erkenntnisse entstünden, d.h. daß Begriffe ohne Anschauungen leer seien und damit jeglicher metaphysischen Spekulation der Boden einer gesicherten Erkenntnis entzogen sei, da man nur mithilfe reiner Verstandeserkenntnis, ohne sie an der empirischen Realität, so wie sie uns durch die Sinne gegeben sei, zu prüfen, alle möglichen Denkgebäude errichten könne, welche aber damit keinerlei Anspruch auf Wahrheit erheben könnten. Andererseits seien Anschauungen ohne Begriffe blind, weil erst durch die Tätigkeit des Verstandes und seiner Kategorien wie z.B. der Kausalität ein für uns verständliches Bild der Außenwelt entstehe. Hier sollten nur kurz einige wesentliche Eckpunkte von Kants theoretischer Philosophie angesprochen werden, um sich nachfolgend mit Problemen, welche sich daraus ergeben, auseinanderzusetzen, wobei entsprechende Kenntnisse hier vorausgesetzt sind.

Der Begriff des ‚Dinges an sich‘, auch wenn er nur als Grenzbegriff dient, ist in sich widersprüchlich, weil er einen Kausalschluß von der Welt außerhalb unseres Verstandes auf die uns erscheinende Welt darstellt, mithin eine Anwendung einer nur für unser Denken gültigen Kategorie außerhalb ihres von Kant vorgegebenen Wirkungsbereiches. Wir sind grundsätzlich nicht in der Lage zu beweisen, ob es überhaupt eine Welt außerhalb unserer Vorstellungen gibt oder nicht, obwohl wir uns der Existenz einer solchen dennoch gefühlsmäßig ganz sicher sind. Der Versuch, durch die Konstruierung des ‚Dinges an sich‘, eine Ursache für das weltliche Bedingungsgefüge außerhalb desselben mit Hilfe unseres Verstandes rational verständlich herauszuarbeiten, ist notwendig zum Scheitern verurteilt, weil ein solcher Versuch die Grenzen unserer Möglichkeiten überschreitet. Obwohl Kant auch keineswegs behauptete, man könne die Existenz eines ‚Dinges an sich‘ beweisen, so setzt er bei seiner Philosophie dies jedoch voraus, indem er beispielsweise vielfach betont, daß die ‚Welt an sich‘ keinesfalls so beschaffen sei, wie wir sie wahrnehmen bzw. für uns selbst konstruieren. Man muß sich hier ganz einfach die Frage stellen, warum die Welt an sich denn nicht so sein soll, wie wir sie wahrnehmen, ohne damit zu behaupten, daß sie so sei, aber dennoch zumindest die Möglichkeit einer solchen Annahme zu konstatieren. Obwohl wir durch die moderne Physik sowie unter Zuhilfenahme neuester Technik heute z.T. sogar sehr anschaulich darlegen können, daß die Welt, die wir wahrnehmen, nicht so ist, wie wir sie nur mithilfe unserer Sinne wahrnehmen, so ist doch auch letztlich dies nur wieder ein Konstrukt durch uns selbst, dessen Wahrheit ebenfalls letztlich nicht beweisbar ist und damit die Welt doch wieder so sein könnte, wie wir sie durch die Sinne wahrnehmen. Um jeglichem Mißverständnis vorzubeugen möchte ich allerdings betonen, daß ich mich natürlich keineswegs gegen die neuen naturwissenschaftlichen Erkenntnisse wende, sondern sie im Gegenteil für außerordentlich nützlich halte und deren Einbeziehung für die Erklärung der Welt, so weit wir sie eben mit unseren Sinnen einschließlich aller technischen Hilfsmittel und unserer Vernunft erkennen können, nachdrücklich einfordere. Dennoch bleibt die oben dargelegte Problematik bestehen, daß letzte Gewißheit – in welcher Frage auch immer – für uns Menschen unerreichbar bleibt und somit auch die Behauptung, die Welt an sich sei auf gar keinen Fall so, wie wir sie wahrnehmen, keinen absoluten Wahrheitsanspruch erheben kann. Daher sollten wir uns meiner Meinung nach darauf beschränken, in dieser Frage einfach keine sinnvollen Aussagen treffen zu können und stattdessen die Welt mit den uns gegebenen Möglichkeiten zu interpretieren. Dabei sollten wir uns aber mit Kant immer bewußt machen, daß es sich eben um eine von uns selbst zumindest mit geschaffene Welt handelt, um dadurch nicht einem unkritischen, naiven Dogmatismus anheimzufallen.

Ebenso problematisch in der Kantischen Philosophie ist die Frage, wie man als Mensch zu einer reinen Erkenntnis gelangen können soll, da auch die sog. nicht empirischen Bedingungen für uns immer empirisch gegeben sind. Wenn wir uns Gedanken über Raum, Zeit oder Kausalität sowie deren Herkunft und Stellung im Rahmen unseres Erkenntnisprozesses machen, so kann dies nur empirisch geschehen, sonst wären es nicht unsere Gedanken. Infolgedessen gibt es für uns keine reine Erkenntnis; sie ist letztlich für uns nicht einmal vorstellbar. Wir sind lediglich in der Lage,

verschiedene Funktionsweisen unserer Anschauung sowie unseres Denkens zu erkennen, wobei wir zu dieser Erkenntnis aber nur immer durch die Empirie gelangen können: Wir denken so wie wir denken, weil wir nur so denken können, und dies erkennen wir durch unser Denken und niemals anders. Diesem Zirkel können wir nicht entfliehen. Darüber hinaus bleiben alle in den vorigen Abschnitten aufgeführten und für uns unauflösbaren Widersprüche innerhalb unserer Erkenntniskategorien weiterhin bestehen.

In seiner praktischen Philosophie behauptet der Königsberger, daß der Mensch einerseits ein Teil der Sinnenwelt sei, in welcher alles durch physikalische Gesetze (Newtons Physik) determiniert sei, andererseits aber auch einem **Reich der Freiheit** angehöre, das als getrennt von der empirischen gedacht werden müsse, weil es sonst nicht als frei betrachtet werden könne. Kant gibt selber zu, daß die Verbindung dieser beiden Welten im Menschen für uns letztlich unerklärlich bleibe. Meiner Meinung nach ist sie aber nicht nur unerklärlich, sondern sogar widersprüchlich, und dieser Widerspruch bleibt unauflöslich (s.o. und s.u.). Es ist nicht einzusehen, wie die Freiheit in einer determinierten empirischen Welt praktisch, d.h. wie sie durch unsere Handlungen in einer an sich doch gesetzmäßig bestimmten Welt wirksam werden sollte, denn dies kann wiederum nur geschehen, wenn die empirische Welt nicht determiniert wäre. Dies wiederum kollidiert z.B. mit der Kategorie der Kausalität, mit deren Hilfe wir nach Kant die empirische Welt selbst konstruieren.²⁴ Desweiteren erörtert Kant die in dem Begriff der Freiheit selbst liegenden und für uns unauflösbaren Widersprüche (s.o.) nicht näher. Dennoch meint er im **kategorischen Imperativ** ein allgemeingültiges, auf der Freiheit basierendes Moralprinzip für alle vernünftigen Wesen gefunden zu haben, welches aufgrund seiner reinen Formalität diesen Anspruch einzulösen vermöge, da es nicht aus der Erfahrung gewonnen sei. Daß dies ein Denkfehler Kants war, ergibt sich aus dem oben bereits Dargestellten, weil wir alle Erkenntnis nur empirisch gewinnen können und etwas rein Formales durch unsere Vernunft nicht gedacht werden kann. Ebenso wenig sind wir in der Lage, etwas als unumstößlich richtig zu bezeichnen, allein schon deshalb, weil wir uns als Menschen immer täuschen können (s.o.).

Trotz der vorgebrachten Kritikpunkte bleibt es das große Verdienst von Kant, den aufrichtigen Versuch unternommen zu haben, gegen einen radikalen Skeptizismus bzw. Relativismus Stellung sowohl in theoretischer als auch in praktischer Hinsicht bezogen und gleichzeitig unser Erkenntnisvermögen kritisch durchleuchtet zu haben. Das, was Sokrates gefühlsmäßig postulierte, nämlich daß es eine allgemeingültige Wahrheit gebe, auch wenn er sie in seinem Leben nicht gefunden habe, versuchte Kant rational zu ergründen und meinte es in seiner Transzendentalphilosophie zumindest im Hinblick auf die Funktionsweisen und Grenzen menschlicher Erkenntnis als auch hinsichtlich der Moral gefunden zu haben. Obgleich er diesem Anspruch nach dem oben Erörterten nicht ganz gerecht wurde, so können die Erkenntnisse seiner theoretischen wie praktischen Philosophie als bahnbrechende Fortschritte in der menschlichen Geistesgeschichte bezeichnet werden!

²⁴ In der modernen Physik existiert die strenge Kausalität wie bei Newton nicht mehr, so daß wir heute eine derart schroffe Gegenüberstellung der zwei Welten von empirischer Determination und ideeller Freiheit allein schon deshalb nicht mehr vornehmen müssen, um dadurch eine Physik der völligen Kausalität und Berechenbarkeit zu ermöglichen, ohne gleichzeitig jegliche Möglichkeit von Freiheit für uns aufzugeben.

9. Anerkennung der Grenzen menschlicher Möglichkeiten und die Entwicklung pragmatischer Setzungen:

Die oben erörterten Widersprüche können trotz aller Versuche dennoch prinzipiell nicht von der menschlichen Vernunft aufgelöst werden. Eigentlich dürften wir uns mit dieser Feststellung nicht abfinden, weil ein zentrales Denkprinzip dem diametral entgegensteht, nämlich der Satz vom zu vermeidenden Widerspruch, wonach man von dem Einen nicht das Eine und sein Gegenteil zugleich behaupten darf. Wir müßten demnach anders denken und können es dennoch nicht, wir suchen nach Auflösung und wissen, daß wir sie nicht finden werden. Alle Bemühungen der Philosophie, diesem Dilemma zu entkommen, waren und sind notwendig zum Scheitern verurteilt, weil unsere Vernunft so widersprüchlich angelegt ist. Auch wenn es wenig Trost spendet, so zeigen sich z. B. einige dieser Probleme auch in der modernen Physik, deren große Entdecker teilweise in schiere Verzweiflung gerieten, weil ihre Ergebnisse einfach nicht in einen mit unserem Denken widerspruchsfreien Einklang zu bringen sind und sich der Begriff der Materie auch in der Physik, ebenso wie in der Philosophie, als höchst problematisch erwiesen hat, weil beispielsweise ein Teilchen mal als Körper mal als im Raum ausgedehnte Welle erscheint, abhängig von den Beobachtungsbedingungen, oder daß der Aufenthaltsort eines Elektrons nicht genau im Raum – Zeitgefüge bestimmbar ist und somit nur Aufenthaltswahrscheinlichkeiten angegeben werden können, sowie schließlich daß unser Raum nicht dreidimensional ist, obwohl wir uns dies niemals werden wirklich vorstellen können.²⁵ Was sollen wir also tun, um eine Grundlage zu finden, auf der sinnvoll aufzubauen ist? Nach allen vergeblichen Bemühungen der Geistesgeschichte, die genannten Probleme einer Lösung zuzuführen und der Einsicht, daß sie für uns Menschen schlechterdings unlösbar sind und bleiben, müssen wir wohl oder übel damit leben. Denn auch die eben aufgestellte Behauptung, daß diese Probleme unlösbar seien, beansprucht ja wieder wahr zu sein. Aus diesem Zirkel gibt es kein Entrinnen. Dies müssen wir einfach akzeptieren, ohne uns jemals damit wirklich zufrieden geben zu können; auch dies ein notwendiger Zwiespalt, ein Widerspruch. Dennoch sehen wir, daß die Menschheit damit leben kann, weil sie damit leben muß! Hier erscheint es mir angebracht zu sein, Heraklit heranzuziehen. Dieser ging davon aus, daß die Welt aus einem unablässigen Kampf von Gegensätzen, also sich widerstrebender Kräfte, hervorgehe und dies selbstverständlich auch unser Erkenntnisvermögen bestimme: denn z.B. erst durch die Krankheit wüßten wir, was Gesundheit bedeute. Somit impliziert Erkenntnis notwendig Abgrenzung und z.T. sogar die – zumindest gedankliche Konstruierung – von Gegensatzpaaren: Endlichkeit, räumlich oder zeitlich, ist für uns erst verständlich, wenn wir den Begriff der Unendlichkeit formulieren; gleiches gilt z.B. für das Gegensatzpaar Determination und Indetermination. Somit verwenden wir Begriffe notwendig in unserem Denken, ohne daß wir sie letztlich verstehen können. Einen in diesem Zusammenhang interessanten Ansatz vertrat der Neukantianer Hans Vaihinger. Er begründete den sog. ‚Fiktionalismus‘, indem er dabei die regulativen Ideen Kants weiterverarbeitete.²⁶ Demnach verwendeten wir Hilfsbegriffe in unserem Denken, welche entweder nicht beweisbar oder sogar in sich widersprüchlich seien, wie z.B. den der Freiheit. Dennoch erwiesen uns diese ‚Als – ob – Begriffe‘ wertvolle Dienste im Alltag, ja sie seien teilweise sogar notwendig zu denken. Die Rechtfertigung ihrer Benutzung liege also allein in ihrer praktischen Tauglichkeit, welche sie für uns im ‚Kampf ums Dasein‘ beweisen müßten. Sie bestünden also nicht um ihrer selbst willen, sondern seien nur Mittel zum Zweck. Erst wenn sie einer philosophischen Reflexion unterzogen würden, erwiesen sie sich als in höchstem Maße problematisch. Infolgedessen entwickelte Vaihinger einen ganz anderen Begriff von ‚Wahrheit‘: wahr sei demnach alles, was wir richtig vorauszusagen vermöchten, indem wir uns aufgrund von

²⁵ Einige bedeutende Physiker sollen hier genannt sein: Niels Bohr, Albert Einstein, Werner Heisenberg, Max Planck, Erwin Schrödinger. In diesem Zusammenhang möchte ich zwei Bücher erwähnen, welche versuchen, moderne physikalische Erkenntnisse auch für den Nicht – Physiker verständlich darzulegen: Ernst Peter Fischer: Werner Heisenberg. Das selbstvergessene Genie. München 2001 sowie Gert – Ludwig Ingold: Quantentheorie. Grundlagen der modernen Physik. München 2002.

²⁶ Hans Vaihinger: Die Philosophie des Als – Ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit. Halle a. d. Saale 1911

Theorien und empirischer Beobachtungen ein zutreffendes Bild von der Zukunft machten. Jede Überlegung, die dies zu leisten vermöge, habe somit als wahr zu gelten, zumindest so lange sie nicht durch die Erfahrung widerlegt würde. Wahrheit sei demnach nichts anderes als Nützlichkeit; einen anderen, objektiven Maßstab gebe es nicht. Indem Vaihinger jedoch behauptet, daß diese Aussage wahr sei, unterliegt er dem in Abschnitt 7. erläuterten Widerspruch. Aber abgesehen davon erscheint mir sein Ansatz hinsichtlich der Nützlichkeit bzw. sogar Notwendigkeit solcher ‚Als – ob – Begriffe‘ insofern weiterführend zu sein, als daß wir gar nicht umhin können, sie in unserem Leben zu verwenden, wobei hier ihre entwicklungsgeschichtliche Genese von Vaihinger herangezogen wird, um ihre Tauglichkeit während des Evolutionsprozesses als plausible Begründung ihrer Verwendung in der Gegenwart zu postulieren. Allerdings möchte ich hier dennoch anfügen, daß wir trotz solcher Nützlichkeitserwägungen einen Wahrheitsanspruch in uns selbst vorfinden – rational wie auch emotional – welcher nicht allein mit der Tauglichkeit von Überlegungen zu befriedigen ist, so daß wir zwar durch Vaihingens Denkansatz eine weitere kritische Läuterung zu erfahren vermögen, aber letztlich dennoch keine Lösung der angesprochenen Probleme ausmachen können, weil dies die prinzipiellen Grenzen unserer Möglichkeiten als Menschen (s.o.) eben nicht erlauben.

Trotz aller radikalen und unauflöselichen Widersprüche, kommen wir als Menschen gar nicht umhin, einige *pragmatische Setzungen vorzunehmen*, auch wenn sie sich widersprechen, wie z.B. daß es Freiheit für uns gibt, obwohl Verstehen bedeutet, hinreichende Bedingungen für ein Phänomen anzugeben, die dieses notwendig bestimmt haben, oder daß wir den Begriff Wahrheit verwenden, ohne letztlich sagen zu können, was wirklich wahr ist; das gleiche gilt für die anderen oben aufgeführten Widersprüche sowie alle weiteren, die sich entweder aus diesen ergeben oder hier nicht aufgeführt worden sind.

Nach einer Auseinandersetzung mit der menschlichen Geistesgeschichte und ihrer kritischen Würdigung ist eine solche Setzung aber nicht dogmatisch, sondern aufgeklärt, eine ‚gelehrte Unwissenheit‘, um mit Nicolaus Cusanus zu sprechen, welcher das menschliche Nichtwissen in bezug auf Gott und seine Eigenschaften konstatierte, also ein Nichtwissen hinsichtlich letzter Fragen. Dennoch dürfen wir nicht derart verzagen, daß wir apathisch alles hinnehmen, nur weil uns keine unbezweifelbar wahren Antworten zuteil werden können. Stattdessen müssen wir uns auf unsere Fähigkeiten besinnen und dementsprechend zuversichtlich ans Werk gehen.

Nachfolgend sollen kurz einige wesentliche Setzungen aufgeführt werden, die nicht willkürlich getroffen worden sind, sondern sich aus dem bisher Aufgeführten als sinnvoll herauskristallisiert haben, wobei aber betont werden muß, daß damit die grundsätzlich oben dargelegten Grenzen menschlichen Wissens nicht als gelöst zu betrachten sind und das Wissen um unser Nichtwissen – ebenfalls ein Widerspruch – als ständige Mahnung gegen jegliche Hybris im Gedächtnis zu behalten ist:

1. die Gewißheit der eigenen Existenz, welche notwendig die Annahme eines Wahrheitsbegriffes sowie damit die Idee des zu vermeidenden Widerspruches impliziert; denn wenn ich sage, daß ich bin, gehe ich davon aus, daß es wahr ist; weiterhin muß ich dann annehmen, daß ich nicht gleichzeitig existiere und nicht existiere;
2. die Wahrnehmung der Welt als räumlich dreidimensional;
3. die Wahrnehmung der Phänomene im kontinuierlichen zeitlichen Nacheinander;
4. der Prozeß des Verstehens muß als abhängig von der Angabe hinreichender Bedingungen angenommen werden;

die Gewißheit der Möglichkeit freien Handelns und Entscheidens.

Über die hier aufgeführten Grundlagen und Grenzen menschlicher Erkenntnisfähigkeit hinaus ist weitere Philosophie nicht sinnvoll zu betreiben. Die erörterten Widersprüche sind schlechterdings für die menschliche Vernunft nicht auflösbar, und die daraus folgenden pragmatischen Setzungen sind, trotz der auch notwendig darin enthaltenen Widersprüche, zwingend vorzunehmen, da wir letztlich uns selbst ohne diese Setzungen nicht denken könnten sowie auch jede Kommunikation mit anderen völlig ausgeschlossen wäre.

Infolgedessen sind die oben diskutierten Probleme, welche die Philosophie seit jeher be-

schäftigten, durch die von mir in diesem Kapitel aufgeführten Argumente so weit geklärt worden, wie dies für Menschen eben möglich ist.

Die nachfolgenden Erörterungen sollen nochmals die zentralen Punkte meiner Auffassung zu diesem Themenkomplex verdeutlichen, wobei die kritische Auseinandersetzung mit einigen, vornehmlich moderneren (20. Jahrhundert) philosophischen Theorien diesem Ziel dienen soll. Allerdings darf der Leser an dieser Stelle von mir keine Werksexegesen mit entsprechenden Textbelegen einschließlich der relevanten Sekundärliteratur erwarten, weil dies mein Zeitbudget nicht zuläßt. Es geht mir einzig und allein um die Verdeutlichung der Schlüssigkeit und Sinnhaftigkeit meiner Thesen.

Zunächst schauen wir uns das Problem der Gleichheit bzw. Identität an, welches u.a. Gottlob Frege²⁷ sehr beschäftigte. Nehmen wir folgendes Beispiel: $3 + 4 = 7$. Obgleich nach den arithmetischen Regeln drei plus vier sieben ergeben, so ist die linke Seite des Termes aber offensichtlich nicht identisch mit der rechten. Das Auflösen von Termen ist ebenfalls ein gutes Beispiel dafür, wie wir mit Hilfe analytischer Verfahren unsere Erkenntnis erweitern, und zwar einfach indem wir durch Rechnen bzw. Auflösen neue Zusammenhänge erschließen können. Somit sind Gleichheitszeichen im Gegensatz zu Äußerungen von Wittgenstein²⁸ sowohl in der Logik als auch Mathematik erkenntniserweiternd und unbedingt notwendig, womit Frege in diesem Punkt zuzustimmen ist. Er benutzte u.a. das Beispiel vom Morgenstern, welcher gleich dem Abendstern sei, was nichts weiter aussagen soll, als daß es sich bei dem hellen Himmelskörper am Abendhimmel um den gleichen handelt, wie um den ebenfalls hellen am Morgenhimmel. Obwohl es zwei verschiedene Wörter sind, bezeichnen sie den gleichen Gegenstand, der nur aus verschiedenen Zeitperspektiven beobachtet wird; es liegt also eine Gleichheit im Hinblick auf ein bestimmtes Merkmal vor und keine vollkommene Identität. Dennoch sind solche Gleichheitsaussagen offensichtlich sinnvoll. Vertiefen wir die Gleichheitsproblematik noch ein wenig, indem wir einen auf den ersten Blick eindeutigen Fall von Identität betrachten: $a = a$. Dieser Ausdruck scheint ebenso wahr wie trivial zu sein. Aber auch hier ist keine absolute Identität gegeben, da sich das linke a an einem anderen Ort als das rechte befindet bzw. beim Sprechen zuerst ein a zum Zeitpunkt x_1 ertönt und das zweite a zum Zeitpunkt x_2 . Das gleiche Problem beschreibt der Heraklit zugeschriebene Ausspruch, man könne nicht zweimal in denselben Fluß steigen, weil sowohl der Fluß als auch man selbst nicht als völlig identisch mit dem Zustand zuvor angesehen werden könnten. Damit begegnet uns auch wieder die prinzipielle logische Unvereinbarkeit von eleatischem Sein und heraklitischem Werden, in welchem unsere Vernunft zwingend gefangen ist. Gleichheit oder Identität ist eine notwendige Konstruktion des menschlichen Geistes, um die Welt für uns erfahrbar zu machen, auch wenn wir sie logisch niemals mit einem dauernden Prozeß des Werdens, der ebenso notwendig für die Möglichkeit einer Weltbetrachtung durch uns ist, widerspruchsfrei in Einklang zu bringen vermögen. Daher sind wir bei Identitätsfeststellungen darauf verwiesen, sie hinsichtlich bestimmter Merkmale, die wir möglichst genau definieren müssen, vorzunehmen. So können wir also durchaus aufgrund von Beobachtungen feststellen, daß es sich beim Morgen- und Abendstern um den gleichen Himmelskörper handelt, wobei auch wieder die Einschränkung zu machen ist, daß es sich letztlich natürlich insofern nicht um denselben handelt, als daß sich jener in der Zeit zwischen dem Morgen und dem Abend wieder in mehrfacher Weise (s.o.) verändert hat. Das prinzipielle Problem der Identität kann also zwingend nicht durch unsere Vernunft gelöst werden, und gleichzeitig müssen wir diesen Begriff verwenden, um uns in dieser Welt zurechtzufinden. Infolgedessen ist das Identitätspostulat als eine notwendige pragmatische Setzung durch uns gerechtfertigt, denn falls dies jemand leugnen sollte, wie wollte er diese Leugnung überhaupt formulieren, ohne gleichzeitig die Identität hinsichtlich der Bedeutung seiner Worte vorauszusetzen, damit seine Leugnungsthese

²⁷ Gottlob Frege: Begriffsschrift. Jena 1879; ders.: Die Grundlagen der Arithmetik. Jena 1884; ders.: Die Grundgesetze der Arithmetik. Jena Bd.1 1893 Bd.2 1903; ders.: Aufsatzserie von 1891 bis 1892: Funktion und Begriff 1891, Über Sinn und Bedeutung 1892 sowie Begriff und Gegenstand 1892. Spätere Schriften zu logischen Untersuchungen: ders.: Der Gedanke. Jena 1918; ders.: Die Verneinung. Jena 1919; ders.: Gedankengefüge. Jena 1923.

²⁸ Ludwig Wittgenstein: Tractatus Logico-Philosophicus. 1921 bzw.1922; in seinem 1953 posthum erschienenen Spätwerk ‚Philosophische Untersuchungen‘ findet seine teilweise radikale philosophische Neuorientierung Ende der 1920er sowie Anfang der 1930er Jahre ihren literarischen Niederschlag.

überhaupt zustande kommen sowie kommuniziert und damit durch andere überprüft werden kann. Das Identitätspostulat als Bestandteil des Postulates vom zu vermeidenden Widerspruch kann trotz seiner in letzter Konsequenz logischen Widersprüchlichkeit rational nicht bestritten werden, da eine derart ablehnende These genau jenes Postulat zunächst einmal selber verwenden muß.

Nun wende ich mich dem von Popper²⁹ begründeten kritischen Rationalismus zu, nach welchem induktive Aussagen niemals verifiziert, sondern allenfalls falsifiziert werden könnten, da noch so viele Beobachtungen vom Typ für alle a gilt Eigenschaft x oder immer wenn a dann b als absolut sicher anzusehen sind. Denn wir schauen dabei in die Vergangenheit und schließen daraus, daß es sich auch in Zukunft zwingend so wiederholen werde. Dafür gibt es allerdings keine Gewähr, wie schon Hume erkannte. Empirische Aussagen ließen sich nach Popper also lediglich falsifizieren, d.h. daß ein Gegenbeispiel genüge, um eine Allaussage zu widerlegen. In späteren Jahren ergänzte er seine Theorie dahingehend, daß sich auch eine Falsifikation selbst als fehlerhaft erweisen könne, wodurch eine absolut gültige Falsifikation letztlich doch nicht möglich sei.³⁰ An diesem Punkt möchte ich ansetzen, da genau hier die von mir zuvor bereits mehrfach angesprochene grundsätzliche Problematik wieder sichtbar wird, daß wir einerseits niemals absolut sichere Thesen aufzustellen vermögen, da wir uns immer täuschen können und daß andererseits dies eine in sich widersprüchliche Aussage ist, weil sie wiederum beansprucht wahr zu sein und gleichzeitig impliziert, daß es genau diese Wahrheit nicht gibt. Wir bleiben notwendig in diesem Zirkel gefangen. Popper mußte sich aber noch der Frage stellen, wann und warum wir eine Theorie einer anderen vorziehen sollten, wenn wir noch nicht einmal eine höhere Eintrittswahrscheinlichkeit für eine angeben könnten. Denn ich kann noch so viele weiße Schwäne finden, ohne damit auch nur eine höhere Wahrscheinlichkeit angeben zu können, daß auch in Zukunft nur weiße Schwäne zu finden seien; in diesem Fall wissen wir natürlich, daß es auch schwarze Schwäne gibt. Popper vertritt daher die Auffassung, daß wir eine Theorie, deren Aussagen sich bisher immer bewahrheitet hätten und die somit noch nicht falsifiziert worden sei, deshalb in der Praxis weiter Anwendung finden sollte; er nennt dies *Bewährung*. Man sollte allerdings in der Folgezeit immer wieder versuchen, eine bisher bewährte Theorie zu widerlegen, um möglichen Fehlern auf die Spur zu kommen. Seine Theorie lehnt sich daher in einigen Punkten an die von mir in oben erörterten Thesen von Vaihinger an. Ein prinzipielles Problem bleibt jedoch bestehen: Welche rationalen Gründe kann es geben, damit wir eine Theorie einer anderen vorziehen sollten, wenn nicht einmal eine höhere Wahrscheinlichkeit für eine von beiden spricht? Denn letztlich führt uns auch der Terminus ‚*Bewährung*‘ hier nicht weiter. In der Folgezeit verwarfen einige Vertreter des kritischen Rationalismus auch diesen Begriff und erklärten, daß es keine rationalen Gründe für die Rechtfertigung irgendwelcher Aussagen gebe und Rationalität mit Offenheit für Kritik gleichzusetzen sei.³¹ Indem sie aber dies postulieren, begeben sie sich in den von mir schon mehrfach dargestellten Zirkel, daß diese Behauptung einen Wahrheitsanspruch für die Richtigkeit ihrer selbst impliziert und gleichzeitig jegliche Wahrheitsmöglichkeit leugnet (vgl. hierzu 7. Wahrheitsproblematik insbesondere die von mir zitierte Aristotelesstelle). Im weiteren Verlauf der philosophischen Diskussion stellte sich zudem heraus, daß sich Existenzaussagen, im Gegensatz zu Gesetzes- d.h. Allaussagen, letztlich nicht falsifizieren lassen, da man ja nie mit Gewißheit davon ausgehen kann, ob etwas, dessen Existenz einfach postuliert wird, ohne gleichzeitig seine Existenz nachweisen zu können, nicht dennoch irgendwo im Universum existiert. Die einzig vernünftige Vorgehensweise ist folgende: Wir müssen uns einerseits die prinzipiell unauflösbaren Widersprüche in unserem Denken eingestehen und andererseits die in den *pragmatischen Setzungen* getroffenen Aussagen als Grundlagen anerkennen. Bezogen auf die oben dargelegte Problemstellung heißt dies, daß wir mit **absoluter** Sicherheit zwar keine Theorie irgendeiner anderen vorziehen können, wobei dies in gleicher Weise für die Falsifikation einer Theorie gilt, da ja auch die Falsifikationsaussage

²⁹ Karl Raimund Popper: Logik der Forschung. Wien 1934; ders.: The Open Society and Its Enemies. 1945 (auf Deutsch: Die offene Gesellschaft und ihre Feinde); ders.: The Poverty of Historicism. 1957 (auf Deutsch: Das Elend der Historizismus)

³⁰ Vgl. hierzu ders.: Postskript zur Logik XXII ff.

³¹ Vgl. hierzu: William Warren Bartley III: Flucht ins Engagement. Tübingen 1987; David Miller: Critical Rationalism: A Restatement and Defence. Chicago 1994

den oben erwähnten Wahrheitsanspruch für sich selbst notwendig beansprucht, aber andererseits insbesondere die 1., 3. und 4. pragmatische Setzung als Basis für die Entwicklung von Kriterien der Bevorzugung einer Theorie heranzuziehen sind. **Denn jeder Versuch, die erwähnten Setzungen zu widerlegen, ist prinzipiell zum Scheitern verurteilt, weil für die Möglichkeit eines solchen Versuches zunächst wiederum diese Setzungen Anwendung finden müßten.** Die von mir weiter unten in Kapitel 3.1. kurz erörterten Grundregeln zur Erlangung wissenschaftlicher Theorien, welche auf diesem Kapitel aufbauen, stellen eine rational gut begründete Basis dar.

Ich hoffe, meine Position durch die Auseinandersetzung mit einigen moderneren Theorien verdeutlicht zu haben. Es sollte klar geworden sein, daß die immer wieder gewälzten Fragen in diesem Bereich für uns Menschen zu keiner anderen rational sinnvollen Lösung gelangen können, als derjenigen, welche ich dargelegt habe. Dabei kommt es mir ein wenig wie in dem Märchen ‚Des Kaisers neue Kleider‘ vor, wo ein Junge feststellt, daß der Kaiser eigentlich nackt sei. Es wird bis heute teilweise mit viel Scharfsinn versucht, Probleme zu lösen, die letztlich nicht zu lösen sind oder man gleitet in einen Relativismus ab, der nicht minder widersprüchlich und genauso wenig weiterführend ist. Die von mir hier formulierten Thesen sollten auf den Leser nicht anmaßend wirken, da es mir nicht um die eigene Eitelkeit ging, sondern nur um rationale Bestimmungen der Grenzen und Möglichkeiten menschlichen Denkens. Dabei kam es mir teilweise eben so wie in dem oben erwähnten Märchen vor, da es mich doch sehr wunderte, daß bis heute einige offensichtliche Sachverhalte bei einer Reihe von berühmten Fachvertretern nicht richtig erkannt worden sind. Dies läßt sich meiner Meinung nach wohl am ehesten psychologisch erklären, weil der Mensch nach absoluter Wahrheit sucht, d.h. zumindest nach einigen wenigen Punkten, wo er sich wirklich völlig sicher sein kann und dann aber genau von diesem Streben so überwältigt wird, daß er an manchen Stellen das klare Denken zugunsten seines so heiß begehrten Zieles aufgibt und entweder vermeintlich absolut sichere Erkenntnisse meint gefunden zu haben, oder aber, infolge erfolgloser Suche nach jenen, in einen Relativismus bzw. Skeptizismus abgeleitet, welcher genauso unsinnig ist, wie oben gezeigt werden konnte.

Eine Suche nach Erkenntnissen über das oben Aufgeführte hinaus ist meiner Meinung nach sinnlose Zeitverschwendung, wobei allerdings eine Auseinandersetzung mit der Philosophiegeschichte und ihren Autoren natürlich sehr zu empfehlen ist, um den Weg, welcher zu den von mir hier begründeten Ergebnissen geführt hat, kennen zu lernen. Die Aufgabe der philosophischen Forschung kann heute daher ‚nur‘ darin bestehen, von dieser Grundlage ausgehend, Themen zu behandeln, die insbesondere praktische Probleme wie z.B. Moral, Recht, Wirtschaft oder Politik betreffen, d.h. hier Antworten zu geben versuchen bzw. mit vorzubereiten und dabei eine geistige Tiefe durch die Auseinandersetzung mit der Geistesgeschichte einzubringen, welche eine gute Hilfe ist, um über die Tagesaktualität hinaus zu blicken und längere Entwicklungslinien, einschließlich der vorgekommenen Irrtümer, besser zu erkennen.

„Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib im Dunkeln unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.“

(Johann Wolfgang von Goethe, West-östlicher Divan)

Exkurs: Einige weitere Überlegungen:

Inwiefern die Spannung zwischen dem Streben nach Fehlerfreiheit, absoluter Perfektion einerseits und der Fehlerhaftigkeit, Ungenauigkeit andererseits erst Entwicklung, Leben und dessen evolutionäre Weiterentwicklung ermöglicht, zeigt sich auch eindrucksvoll bei der Kopie genetischer Erbinformationen, welche fast unzählige Male in jedem Lebewesen, jeder Zelle stattfindet, solange dort Leben ist. Zum einen muß dieser Kopiervorgang möglichst fehlerfrei ablaufen, damit die

Weitergabe essentieller Informationen und damit weiteres Leben dieses Wesens überhaupt erst gewährleistet ist. Zum anderen aber treten dort immer wieder kleine Ungenauigkeiten, sprich Kopierfehler auf, die zu Mutationen führen, welche zwar das Lebewesen schädigen oder sogar töten, aber auch Weiterentwicklungen herbeiführen können, ja diese Weiterentwicklungen überhaupt erst ermöglichen. Denn schließlich kann durch die exakte Wiederholung des immer Gleichen keine Entwicklung, kein Fortschritt eintreten. Einerseits strebt das Leben (und damit die Weitergabe von Erbinformationen) nach Perfektion, nach Fehlerfreiheit. Andererseits wird Entwicklung zu Höherem, die Anpassung an geänderte Umweltbedingungen erst durch das Auftreten von Ungenauigkeiten, Fehlern ermöglicht.

Auch hier haben wir also wieder feststellen können, inwieweit das ganze Leben – nicht nur unser zwischenmenschlicher Alltag – durch die Spannung zwischen Perfektion und Chaos, zwischen Fehlerfreiheit und der Unausweichlichkeit von Fehlern bestimmt, ja überhaupt erst ermöglicht wird. Wir streben danach, und müssen es zumeist auch, keine Fehler zu machen, weil ansonsten nichts mehr vorhersagbar, berechenbar und damit für uns handhabbar wäre. Andererseits müssen wir feststellen, daß die Erreichung dieses Zieles für uns nicht nur unmöglich ist und bleibt, sondern wir auch letztlich gar nicht hoffen dürfen, dieses Ziel im Diesseits zu erreichen, weil erst durch Ungenauigkeiten, Fehler eine Entwicklung – zum Guten wie zum Bösen – und damit Leben überhaupt erst möglich wird und ist. Dennoch müssen wir zugleich die völlige Unberechenbarkeit, das Chaos zu vermeiden suchen, indem wir das Richtige, das Fehlerfreie anstreben:

Wir streben also nach etwas und müssen dies sogar, das wir niemals werden erreichen können, und es nicht einmal erreichen wollen können. Die dadurch erzeugte Spannung macht letztlich das diesseitige Leben aus!

1.4. Wertungen in der Wissenschaft:

Können, dürfen oder müssen Geistes-, Gesellschafts- und Sprachwissenschaften auch moralische Wertungen vornehmen?

Die genannten Wissenschaften müssen zunächst natürlich – wie alle anderen Wissenschaften auch – Phänomene korrekt beschreiben und untersuchen, was zu diesen Phänomenen geführt hat und welche Entwicklungen unter der Annahme bestimmter Voraussetzungen zu erwarten sind. Bei all diesem verbieten sich normative Wertsetzungen. Die einzige – zumindest teilweise unvermeidbare Wertsetzung – besteht in der Auswahl der Themen bzw. zu untersuchenden Szenarien. Denn zunächst gilt es, möglichst objektiv Sachverhalte zu beschreiben, zu untersuchen, zu analysieren und daraufhin Prognosen für die Zukunft unter der Angabe genau definierter Rahmenbedingungen zu erstellen. Hinsichtlich der Empirie ist die intersubjektive Nachprüfbarkeit zu gewährleisten, damit jeder feststellen kann, dass die behaupteten empirischen Fakten auch stimmen – oder eben nicht. Darüber hinaus müssen die Schlüsse, die aus diesen empirischen Fakten gezogen werden, logisch eindeutig folgerichtig belegbar sein, um wissenschaftlichen Standards zu entsprechen. Beide – empirische Nachprüfbarkeit und logische Stringenz – müssen immer zwingend gegeben sein, damit eine Aussage oder Theorie ernstzunehmend diskutiert werden können. Es handelt sich bei dem oben Dargelegten also um notwendig zu erfüllende Bedingungen für eine wissenschaftliche Auseinandersetzung.

Wir konnten also feststellen, welche Kriterien an wissenschaftliche Aussagen zwingend anzulegen sind. Wie sieht es hinsichtlich dieser Kriterien aber mit normativen Wertsetzungen aus? Kann man rational solche Wertsetzungen begründen oder ist dies nicht möglich?

Nehmen wir einmal an, dass dies nicht möglich ist. Was hätte dies zur Folge? Die Vergasung der Juden während der Naziherrschaft in Deutschland könnte unter rationalen Gesichtspunkten nicht bewertet werden. Es existierten mithin keine vernünftigen Kriterien dafür, diese Tat zu verurteilen oder gut zu heißen. Es war eben so, wie es war. Die Wissenschaft kann dies nur achselzuckend zur Kenntnis nehmen und beschreiben, was zu dieser Tat geführt hat. Aber rationale Gründe zur moralischen Verurteilung ließen sich nicht liefern. Auch die Sprache, die solche Taten rechtfertigt, wäre nicht zu verurteilen. Wenn jemand öffentlich sagt, dass ein Ort ‚judenrein‘ sei, so gäbe es keinen rational begründbaren Maßstab dies zu verurteilen.

Ich kann mich mit einer solchen Geisteshaltung, die derartiges unter dem Denkmantel der Wissenschaftlichkeit postuliert, ganz und gar nicht abfinden und halte eine solche Haltung weder für rational noch gar für moralisch rechtfertigbar. Ich will dies nachfolgend begründen.

Alles menschliche Denken – einschließlich der wissenschaftlichen Ratio – beruht letztlich auf Grundlagen, welche wir mithilfe eben jenes Denkens bzw. logischer Ratio nicht hinreichend erklären können. Es handelt sich dabei um Fragen wie diejenige nach der ersten Ursache. Wenn wir versuchen, empirische Sachverhalte zu erklären, dann suchen wir immer nach Ursachen, die zu jenem Sachverhalt geführt haben. Unser Verstehen basiert mithin auf dem Kausalprinzip, dem ‚Ursache-Wirkung-Schema‘. Anders können wir uns empirische Phänomene nicht erklären. Beim Fortschreiten im Rahmen dieser Suche stoßen wir immer zwingend irgendwann auf die Frage nach der ersten Ursache, welche selber ex definitione nicht von einer anderen Ursache bedingt worden sein kann. Diese zwingend für unsere Vernunft anzunehmende erste Ursache bleibt aber notwendig für uns unverständlich, weil wir ja eben nur Dinge verstehen können, deren Ursachen, die zu jenem Ding, Sachverhalt bzw. Phänomen geführt haben, herausfinden konnten. Wir können uns die Welt nicht anders als (auch) mithilfe des ‚Ursache-Wirkung-Schemas‘ erschließen, ohne dabei weder die eigentlich diesem Schema logisch zwingend inhärente erste Ursache verstandesmäßig zu verstehen noch gar empirisch nachzuweisen. Ähnliches gilt für die Logik, welche auch für uns unauflösbare Widersprüche bereithält, insbesondere wenn es um Fragen der Unendlichkeit geht. Ausführlichere

Erläuterungen dazu findet man hier unter dem Unterpunkt ‚Grenzen und Grundlagen menschlichen Denkens‘.

Ich will mit diesen kurzen Ausführungen nur darauf hinweisen, dass selbst die rationale Wissenschaft auf Grundlagen ruht, die selber nicht mehr rational erklärt werden können, sondern einfach aus pragmatischen Gründen vorausgesetzt werden müssen, damit Wissenschaft überhaupt erst möglich wird. Eben solche Setzungen können wir mit Fug und Recht auch für die Moral vornehmen und müssen dies auch, wenn wir im Menschen ein mit Würde behaftetes Wesen sehen wollen: Menschen sind **freiheitsbegabte Vernunftwesen**. Wir sind prinzipiell dazu begabt, freie Entscheidungen zu treffen, wobei der jeweils individuelle Spielraum natürlich sehr unterschiedlich situationsabhängig bemessen ist. Besäßen wir überhaupt keine Freiheit, so glichen wir einer Maschine, die nach einem bestimmten Programm funktioniert, ohne selbst Einfluss auf diesen Prozess zu haben sowie sich ihrer selbst bewusst zu sein. Kein Mensch kann im Ernst eine solche Selbsteinschätzung für sich vornehmen. **Wir können uns nur als freiheitsbegabt begreifen oder gar nicht**. Ob es Freiheit als solche wirklich gibt, kann mithilfe menschlicher Möglichkeiten weder wissenschaftlich bewiesen noch widerlegt werden. Nähere Erläuterungen hierzu finden sich u.a. unter dem oben schon genannten Unterpunkt ‚Grenzen und Grundlagen menschlichen Denkens‘.

Zur eigenen Entscheidungsfreiheit tritt die Vernunft hinzu. Erst sie ermöglicht uns, Gründe zu suchen und zu finden, warum wir das eine tun oder lassen sollen. Erst hierdurch sind wir in der Lage, sowohl für uns selbst als auch in der Kommunikation mit anderen, unser jeweiliges Handeln – mal mehr, mal weniger – verständlich zu machen. Als freiheitsbegabte Vernunftwesen sind wir im Rahmen unserer jeweiligen tatsächlichen Freiheitsspielräume aber auch moralisch für unser Handeln verantwortlich zu machen.

Alle Menschen besitzen demnach als freiheitsbegabte Vernunftwesen die gleiche Würde, die es zu achten gilt. Und hierauf baut der Kantische Moralmassstab auf: „Handle so, dass die Maxime Deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.“ Dieser Kantische Imperativ liefert einen rationalen Moralmassstab, weil er die gleichberechtigte Kompatibilisierung der freien Entfaltung der eigenen Persönlichkeit mit dem gleichen Streben aller anderen ebenfalls freiheitsbegabten Vernunftwesen nach einem allgemeinen Prinzip für alle solche Wesen einfordert. Jeder Mensch hat also als freiheitsbegabtes Vernunftwesen das Recht, so zu leben, wie er es für richtig hält, solange er dabei das gleiche Recht aller anderen Menschen dazu durch sein eigenes Handeln nicht ungebührlich einschränkt, wobei die Ungebührlichkeit beispielsweise darin bestehen könnte, dass ich Menschen mit einer anderen Hautfarbe als meiner eigenen weniger Rechte zubillige. Somit bietet dieser Moralmassstab eben auch eine rationale Möglichkeit, moralische Wertsetzungen vorzunehmen, die damit keineswegs willkürlich sind. Ja, ich bin geradezu moralisch aufgerufen, solche Wertsetzungen vorzunehmen, wenn ich von der Voraussetzung ausgehe, dass allen Menschen als freiheitsbegabten Vernunftwesen die gleiche Würde zukommt.

Infolgedessen sind auch die Geistes-, Gesellschafts- und Sprachwissenschaften neben der rationalen Beschreibung und Analyse von Phänomenen sowie der Erstellung von Prognosen für die Zukunft dazu aufgerufen, normative Wertsetzungen wissenschaftlich zu begründen. So kann und soll die Politikwissenschaft selbstverständlich auch mit ihrem rationalen wissenschaftlichen Sachverstand dazu beitragen zu begründen, warum Demokratie, Rechtsstaat und Pressefreiheit in und von einem Staat unter anderem auch durch bestimmte konstitutionelle Regelungen zu schützen und zu befördern sind. Es ist – um bei diesem Beispiel zu bleiben – eben nicht beliebig, ob ein Staat die Würde seiner Bürger schützt oder sie mit Füßen tritt und zwar auch und gerade nicht unter rationalen Gesichtspunkten. Es ist mithin alles andere als unwissenschaftlich, derartige Normsetzungen vorzunehmen, solange sie rational begründet werden, wobei die Grundlage jener Rationalität die Würde des Menschen als freiheitsbegabtes Vernunftwesen sein muss, wie oben

gezeigt werden konnte! Denn es gibt keinen rationalen Grund, warum zum Beispiel Menschen mit schwarzer Hautfarbe weniger Rechte haben sollten als jene mit einer weißen. Wenn einige ‚Wissenschaftler‘ in den hier in Rede stehenden Wissenschaften behaupten sollten, es sei nicht wissenschaftlich und damit rational nicht möglich, derartige Normsetzungen zu begründen, so konnte dies hier eindeutig widerlegt werden. Solche Normsetzungen sind prinzipiell genauso gut rational mithilfe unserer Vernunft zu begründen wie alle anderen Sachverhalte in der Wissenschaft auch.

Zudem sind die hier in Rede stehenden Wissenschaften aber auch verpflichtet, solche Normsetzungen rational zu begründen und sich nicht davor zu drücken! Es gehört mit zu ihrem Aufgabenfeld. Ich will nachfolgend zwei Gründe dafür aufführen und kurz erläutern:

1. Die Meinungs- und Presse- bzw. Publizitätsfreiheit sowie ein diskriminierungsfreier Zugang zu allen wissenschaftlichen Institutionen ist keineswegs eine willkürlich Normsetzung, sondern sie ist sowohl aus moralischen Gründen zu wollen (s.o.), aber darüber hinaus auch deshalb, weil erst dadurch Wissenschaft möglich wird. Denn nur wenn alle Thesen von allen diskriminierungsfrei und offen diskutiert werden können, kann man beispielsweise dem wissenschaftlichen Postulat der intersubjektiven Nachprüfbarkeit gerecht werden. Und dieses wird ja selbst von jenen ‚Wissenschaftlern‘ eingefordert, die Normsetzungen als unwissenschaftlich ablehnen. Und dass für die Verwirklichung dieser Norm bestimmte staatliche Regelungen erforderlich sind, kann vernünftigerweise ebenfalls nicht bestritten werden. Wenn es wissenschaftlich also möglich ist, Normsetzungen rational zu begründen und die Verwirklichung bestimmter Normen sogar für den wissenschaftlichen Betrieb zwingend gegeben sein muss, dann ist die Wissenschaft allein schon aus Selbsterhaltungsgründen dazu aufgerufen, diese Normen wissenschaftlich zu begründen. Wenn die Wissenschaft dies nicht kann oder nicht will, führt sie sich selbst ad absurdum. Und gerade beispielsweise die Politikwissenschaft darf sich daher nicht nur auf die Beschreibung von staatlichem Handeln beschränken, sondern muss auch wissenschaftlich begründen, warum Demokratie, Rechtsstaatlichkeit sowie Presse- und Meinungsfreiheit anzustreben und gemäß der jeweiligen historischen Situation möglichst optimal umzusetzen sind.

2. Die hier in Rede stehenden Wissenschaften werden in Deutschland wie in anderen Ländern ganz wesentlich aus Steuergeldern finanziert. Damit haben sie auch eine Verantwortung gegenüber dem Gemeinwesen, welches ihre Tätigkeit erst ermöglicht. Es sind die Bürger, die mit ihren Steuern die Wissenschaftler und ihre materielle Ausstattung finanzieren und hierdurch ihr Forschen und Lehren erst ganz wesentlich ermöglichen. Daher haben die Wissenschaftler sowohl moralisch als auch aus eigenen Existenzgründen heraus eine rational gut begründbare Verpflichtung, bestimmte Normsetzungen im Rahmen ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit vorzunehmen und zwar als Forscher wie als Lehrende, die unsere Jugend ausbilden. Denn ohne die Mittel aus diesem Gemeinwesen gäbe es diese Wissenschaft gar nicht bzw. bei weitem nicht in diesem Umfang.

Abschließend bleibt festzuhalten, dass es zum Aufgabenfeld der hier in Rede stehenden Wissenschaften gehört, Normsetzungen rational zu begründen und zwar sowohl aus moralischen wie aus wissenschaftlichen Gründen. Falls sich ‚Wissenschaftler‘ dem entziehen, fehlt es ihnen sowohl an Wissenschaftlichkeit als auch an moralischer Verantwortung!

1.5. Willensfreiheit:

Peter Bieri belegt in einem Spiegelartikel, wie unsinnig die Behauptung mancher Hirnforscher und Psychologen ist, man könne beweisen, dass es keine Willensfreiheit gäbe (Peter Bieri: Unser Wille ist frei, in: Der Spiegel, 2/2005, S. 124 f.). Ich schließe mich seinen dort gemachten Ausführungen im wesentlichen an und möchte hier nur einige Ergänzungen vornehmen, wobei ich zunächst unter anderem auf den oben genannten Artikel zurückgreife.

Freiheit bedeutet nach Bieri, dass Urteilen und Wollen zusammenfallen: „Unser Wille ist frei, wenn er sich unserem Urteil darüber fügt, was zu wollen richtig ist.“ Wie der Autor in seinem sehr lesenswerten Buch ‚Handwerk der Freiheit‘ ausführt, fühlen wir uns immer dann frei, wenn wir uns aus freiem Entschluss eine bestimmte Handlung vornehmen, und sie nicht aus äußeren oder inneren Zwängen heraus erfolgt. Bieri verwendet dafür den Begriff ‚**Billigung**‘. Wenn wir uns also für eine solche Handlung nach eigenem Empfinden frei entschlossen haben, dann billigen wir diese Handlung, so dass unser Urteilen mit unserem Wollen zusammenfällt. Diesen Vorgang der Billigung kann man aber nicht mit physikalisch-chemischen Methoden messen. In dem oben erwähnten Spiegelartikel zeigt er diesen Sachverhalt sehr anschaulich am Beispiel eines Gemäldes: Es ist in Öl gemalt und wiegt 30 Kilogramm. Wir können es mithilfe noch so ausgefeilter physikalisch-chemischer Methoden untersuchen und dabei alles Mögliche herausfinden, nur nichts hinsichtlich seiner Schönheit oder Ausdruckskraft. Derartige Qualitäten eines Bildes lassen sich mit solchen Methoden nicht auffinden. Heißt dies nun, dass es diese Qualitäten gar nicht gibt? Natürlich nicht! In dem genannten Artikel zeigt Bieri, dass diejenigen, die meinen, durch physikalische Messungen der Hirnströme beweisen zu können, es gäbe keine Willensfreiheit, einen kardinalen Kategoriefehler begehen, indem sie mit einer unzulänglichen Untersuchungsmethode etwas aufzuzeigen zu versuchen, das diese Methode gar nicht in der Lage ist zu zeigen. Wir können aus verschiedenen Perspektiven ein Phänomen betrachten und analysieren, ohne dass dabei die eine Perspektive wahrer als die andere ist. So intensiv ich das oben erwähnte Gemälde auch mit physikalisch-chemischen Methoden untersuche, ich werde dabei nichts über dessen Ausdruckskraft und Schönheit in Erfahrung bringen können, weil diese Methode dazu gar nicht in der Lage ist. Dann aber den Schluss daraus zu ziehen, dass es so etwas wie Schönheit oder Ausdruckskraft gar nicht gäbe, weil ich es mit naturwissenschaftlichen Verfahren nicht messen kann, ist offensichtlich unzulässig. Man wundert sich darüber, welche primitive Fehler von machen, die sich ‚Wissenschaftler‘ schimpfen, doch begangen werden!

Nachfolgend möchte ich noch einige weitere grundsätzliche Überlegungen zu den Grundlagen und Grenzen menschlichen Denkens darlegen und dann noch einmal auf den Freiheitsbegriff eingehen. Wenn wir versuchen, empirische Sachverhalte zu erklären, dann suchen wir immer nach Ursachen, die zu jenem Sachverhalt geführt haben. Unser Verstehen basiert mithin auf dem Kausalprinzip, dem ‚Ursache-Wirkung-Schema‘. Anders können wir uns empirische Phänomene nicht erklären. Beim Fortschreiten im Rahmen dieser Suche stoßen wir immer zwingend irgendwann auf die Frage nach der ersten Ursache, welche selber ex definitione nicht von einer anderen Ursache bedingt worden sein kann. Diese zwingend für unsere Vernunft anzunehmende erste Ursache bleibt aber notwendig für uns unverständlich, weil wir ja eben nur Dinge verstehen können, deren Ursachen, die zu jenem Ding, Sachverhalt bzw. Phänomen geführt haben, herausfinden konnten. Wir können uns die Welt nicht anders als (auch) mithilfe des ‚Ursache-Wirkung-Schemas‘ erschließen, ohne dabei weder die eigentlich diesem Schema logisch zwingend inhärente erste Ursache verstandesmäßig zu verstehen noch gar empirisch nachzuweisen. Somit können wir zwingend niemals aufzeigen – weder empirisch noch mithilfe unseres logischen Verstandes – ob es diese erste Ursache gibt oder nicht und wie sie konkret beschaffen ist. Es ist allein schon deshalb ausgeschlossen, weil unsere Vernunft nach dem ‚Ursache-Wirkung-Schema‘ funktioniert, uns dieses Schema selber in letzter Konsequenz zu einem für unsere Vernunft unauflösbaren Widerspruch führt: Dieses Schema setzt eine erste Ursache voraus, die selber ex definitione von nichts anderem

mehr verursacht worden sein kann. Aber etwas, das von nichts verursacht worden ist, bleibt notwendig für uns unverständlich.

Genauso wenig wie wir die Existenz bzw. Nichtexistenz dieser ersten Ursache logisch beweisen oder gar empirisch belegen können, sind wir in der Lage, dies hinsichtlich der Freiheit zu tun. Denn nur weil wir etwas bisher mit naturwissenschaftlichen Methoden haben nicht messen können, heißt dies ja keineswegs, dass es dieses Etwas gar nicht gibt. Darüber hinaus entzieht sich die Freiheit insofern der wissenschaftlichen Nachweisbarkeit, als dass sie ex definitione außerhalb des ‚Ursache-Wirkung-Schemas‘ liegt.

Da sich die Existenz von Freiheit weder beweisen noch widerlegen lässt, ist es dann überhaupt sinnvoll, ihre Existenz für uns als pragmatische Setzung anzunehmen? Ich meine: Ja, auf jeden Fall. Stellen wir uns vor, alle unsere Handlungen wären durch unsere Gene, durch unsere Sozialisation völlig vorherbestimmt, ohne dass wir auch nur im geringsten die Möglichkeit besäßen, selbst zu entscheiden, was wir tun oder lassen sollen, dann glichen wir einer Maschine: Wir funktionierten nach einem vorgegebenen Programm und wären damit natürlich auch nicht für unsere Handlungen verantwortlich zu machen. Wir wären damit vollkommen fremd bestimmt. Folglich besäßen wir auch keine Würde. Kein Mensch kann im Ernst eine solche Selbsteinschätzung für sich vornehmen.

Wir können uns nur als freiheitsbegabt begreifen oder gar nicht.

Zur eigenen Entscheidungsfreiheit tritt die Vernunft hinzu. Erst sie ermöglicht uns, Gründe zu suchen und zu finden, warum wir das eine tun oder lassen sollen. Erst hierdurch sind wir in der Lage, sowohl für uns selbst als auch in der Kommunikation mit anderen, unser jeweiliges Handeln – mal mehr, mal weniger – verständlich zu machen. Als freiheitsbegabte Vernunftwesen sind wir im Rahmen unserer jeweiligen tatsächlichen Freiheitsspielräume moralisch für unser Handeln verantwortlich zu machen.

Wir Menschen können uns demnach nur als **freiheitsbegabte Vernunftwesen** begreifen oder eben gar nicht. Wer dies bestreitet, bestreitet unsere Würde, das was uns letztlich zum Menschen macht und das nur, weil man es nicht mit naturwissenschaftlichen Methoden messen kann. Darüber hinaus wird sich jeder redlich arbeitende Naturwissenschaftler niemals zu der Behauptung versteigen, dass nur, weil etwas bisher nicht gemessen werden konnte, auch nicht existiert. Aber, wie bereits mehrfach ausgeführt, kann ein solch empirischer Beweis der Existenz bzw. Nichtexistenz von Freiheit genauso wenig erfolgen wie derjenige Gottes – und zwar prinzipiell nicht. Wer meint, dies zu können, macht sich der Hybris schuldig, er überhebt sich über das menschliche Maß hinaus und erklärt sich quasi selbst zu Gott.

Weitere ausführlichere Darlegungen finden sich hier unter dem Unterpunkt ‚Grenzen und Grundlagen menschlichen Denkens‘ und dort insbesondere im Absatz 2.6. Freiheitsproblematik.

1.6. Sinnlosigkeit nein danke:

Der alltäglichen Sinnlosigkeit durch gute Taten entfliehen

Wer will schon sinnlos sein Leben verbringen und sich am Ende fragen müssen: *War das etwa schon alles?!* Wohl niemand. Aber fragt Euch doch einmal selbst: Wie läuft Euer Leben denn so ab? Seid Ihr wirklich zufrieden damit? Wisst Ihr überhaupt, was Ihr selbst für sinnvoll haltet? Oder hechelt Ihr nur von Termin zu Termin, arbeitet fast rund um die Uhr, fühlt Euch wie in einem Hamsterrad, in welchem man läuft und läuft und läuft, ohne jemals vorwärts zu kommen? Wenn ich keinen tieferen Sinn in meinem Leben erkenne, dann drohe ich einer sinnlosen Leere zu verfallen, im Nirgendwo fremdbestimmt umherzuirren, gleich einem hilflosen Dahintreiben in einem unendlichen Ozean ohne Aussicht, jemals ein rettendes Ufer zu erreichen und letztlich einfach unterzugehen. Versucht Ihr das Gefühl und die Folgen einer solchen Sinnlosigkeit durch das Nichtnachdenken über diese eigentlich so bedeutsame Frage zu ignorieren? Dienen Euch Partys und andere mehr oder weniger unverbindliche Anlässe als willkommene Ablenkung, sich dieser Frage nicht ernsthaft zu stellen? Oder betäubt Ihr das manchmal aufkeimende Gefühl der Sinnlosigkeit durch Konsum von Alkohol und oberflächlicher Fernsehunterhaltung? Also nochmals: *Soll das wirklich schon alles sein?!* Ich bin der festen Überzeugung: **Nein, das darf und das muss nicht alles sein!** Ich jedenfalls habe meinen Sinn im Leben gefunden und bin sehr zufrieden, in manchen Augenblicken sogar glücklich, trotz aller Schwierigkeiten und Rückschläge, die selbstverständlich auch mir bisher widerfahren sind und es zukünftig weiterhin werden. Ich mache mir dabei allerdings immer wieder bewusst, dass es sich bei dieser Sinnfindung nicht um einen einmaligen Akt handelt und sich damit alles gewissermaßen erledigt hat. Nein, es ist ein bis ans Lebensende zu beschreitender Weg mit immer neu zu meisternden Herausforderungen. Nur sollte man eben schauen, dass man den für sich selbst richtigen gefunden hat. Auf dieser Seite will ich hierzu einige meiner Gedanken vorstellen. Vielleicht hilft es dem ein oder anderen bei seiner eigenen Sinnsuche. Das Nachdenken darüber, das ich hiermit befördern will, ist Teil meiner Sinnstiftung. Dennoch muss natürlich jeder Mensch seinen eigenen Weg finden. Aber um diesen Weg überhaupt erst beschreiten zu können, ist es erforderlich, sich auf jenen erst einmal ernsthaft zu begeben und nicht durch Verdrängung oder Nichtachtung zu meiden. Auch diejenigen, die meinen, im Großen und Ganzen den richtigen Weg für sich bereits gefunden zu haben, können hier vielleicht die ein oder andere zusätzliche Anregung finden, um ihr eigenes wie das Leben anderer Menschen zu bereichern. Schließlich kann niemand – ich selbst natürlich eingeschlossen – davon ausgehen, schon immer ganz allein alles Sinnvolle selber herausgefunden zu haben. Daher lohnt es sich aus meiner Sicht weiter zu lesen, nicht jetzt schon aufzugeben und einfach wegzuklicken. Also, auf geht's!

Nichts ist meiner Meinung nach so sinnstiftend, wie gute Dinge zu vollbringen. Es muss, ja es kann sich dabei zumeist nicht um Heldentaten handeln. Gerade die vielen Möglichkeiten im Alltag Gutes zu tun, sollen hier im Vordergrund stehen. Wer kennt nicht das befriedigende, ja teilweise sogar Glück bringende Gefühl, sich oder anderen etwas Gutes getan, etwas Sinnvolles geleistet zu haben?! Was ist aber ‚gut‘ und damit letztlich sinnvoll? Ich meine, alles was der *Würde* des Menschen zuträglich ist.

Aber worin besteht die Würde des Menschen und wie achte und befördere ich sie am besten und fühle mich dadurch auch wirklich zufriedener? Meiner Meinung nach ruht die menschliche Würde ganz entscheidend auf drei Säulen: **Freiheit, Vernunft** sowie **Mitgefühl und Liebe**.

Zur Freiheit:

Nur weil wir zumindest teilweise **frei** sind, unterscheiden wir uns beispielsweise von einer Maschine, bei der alles nach einem vorher festgelegten Programm abläuft. Sie selber besitzt keine Möglichkeit, aus eigenem Entschluss davon abzuweichen. Sie hat sozusagen nicht die Möglichkeit, sich aus dem oben beschriebenen Hamsterrad zu befreien. Ja, sie kann nicht einmal merken, dass sie so ist, wie sie ist. Erst durch das Gefühl von Freiheit, können wir uns als Menschen überhaupt wahrnehmen, uns als nicht ausschließlich **fremdbestimmt** empfinden und somit ein wahres Ich-Gefühl entwickeln.

Zur Vernunft:

Durch die **Vernunft** wiederum sind wir in der Lage, unsere Freiheit sinnvoll zu nutzen, weil wir mit ihrer Hilfe nicht nur willkürlich mal das eine, mal das andere tun; gewissermaßen ohne Sinn und Verstand. Die Vernunft ermöglicht uns beispielsweise Planungen oder Abwägungen vorzunehmen, was für uns selbst, aber auch für andere nachhaltig von Nutzen sein kann.

Zu Mitgefühl und Liebe:

Das Mitfühlen mit dem Schicksal anderer Menschen – sei es im Glück oder Unglück – ist zu tiefst menschlich, und jeder kennt es. Wir können uns mit anderen über ihr Glück freuen und zusammen mit ihnen über ihr Unglück trauern. Wir können sowohl Mitgefühl schenken als auch empfangen. Und wer will dies letztlich wirklich missen? Wohl kaum jemand. Wir wollen selber lieben und geliebt werden. Nur um wirklich andere lieben zu können, müssen wir zunächst auch uns selbst lieben, denn nicht umsonst heißt es: *Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst.*

Demnach sind alle Menschen aufgerufen, sowohl ihre **eigene Würde** als auch die **anderer Menschen** zu achten und zu befördern und dadurch selbst einen tieferen Sinn im Leben zu finden und anderen bei ihrer Sinnfindung behilflich zu sein.

Ein Sinnspruch könnte lauten:

Tue Gutes auch im Kleinen, im Alltag und mache es Dir selbst bewusst, auf dass Du dadurch bei Deiner Sinnsuche erfolgreich bist. Erwarte nicht zuviel, auf dass Du nicht enttäuscht wirst. Bemühe Dich um Ehrlichkeit vor allem Dir selbst gegenüber, insbesondere hinsichtlich der Moralität der eigenen Handlungen. Bedenke, dass Deine Zeit auf Erden begrenzt ist und die Tatsache, dass Du etwas getan oder unterlassen hast, ewigen Bestand hat, im Gegensatz zum Ergebnis Deines Handelns. Vergiss dabei dennoch nicht, auch Dein eigenes Wohlbefinden als ein mit Würde ausgestattetes, freiheitsbegabtes Vernunftwesen zu befördern. Achte andere Menschen ebenfalls als solche Wesen und benutze sie nicht bloß als Mittel, sondern immer auch als Zweck an sich selbst. Glaube an einen guten, barmherzigen Gott, der uns im endlichen Diesseits wie im unendlichen Jenseits in Liebe zugetan ist. Er hat uns mit Freiheit und damit Verantwortung und Würde ausgestattet, auf dass wir im irdischen Leben möglichst viel Gutes tun sollen. Bedenke, dass Du spätestens am Ende Deines Lebens nicht nur Dir selbst, sondern auch Gott gegenüber Rechenschaft ablegen musst und er das für Dich Gerechte gemäß Deiner irdischen Taten bereithalten wird. Sorge Dich in diesem Bewusstsein um Deine eigene Würde wie um diejenige Deiner Mitmenschen durch moralisch gute Taten nach Kräften. So findest Du hoffentlich, was Du suchst: Ein sinnerfülltes Leben.

Um besser verstehen zu können, wie ich meinen Sinn im Leben gefunden habe und hoffe, ihn auch weiterhin zu finden, stelle ich mich in einer Kurzbiographie (Verlinkung) vor und biete zudem einige grundsätzliche Überlegungen zu diesem Thema zur Lektüre an. (Verlinkung) An dieser Stelle möchte ich ausdrücklich alle herzlich zur Mitwirkung an meinen ehrenamtlichen Projekten einladen, welche sich mit entsprechenden Links in meiner Kurzbiographie finden.

Kurzbiographie:

Ich wuchs in einer Mannesmann-Arbeitersiedlung in Ratingen bei Düsseldorf auf. Nach dem Abitur

absolvierte ich zunächst eine Ausbildung zum Industriekaufmann bei einem mittelständischen Industriebetrieb in Düsseldorf. Danach studierte ich an den Universitäten Duisburg, Frankfurt am Main und Mainz die Fächer Geschichte, Philosophie, Wirtschaftswissenschaften und Politik. Nach dem Magisterabschluss promovierte ich zu dem althistorischen wie ökonomischen Thema ‚Römische Mietshäuser‘ und beschäftigte mich dabei mit den im antiken Rom anzutreffenden Wohnverhältnissen und deren bautechnischen sowie ökonomischen Ursachen.

Aufgrund dieses von Beginn an interdisziplinär angelegten Studiums konnte ich die Vorzüge der damit verbundenen Erweiterung des eigenen intellektuellen Horizontes erkennen, obwohl der Arbeitsaufwand doch erheblich war, weil beispielsweise das Erlernen des Altgriechischen viel Zeit und Disziplin erforderte oder aber die mathematischen Grundlagen für das Verständnis ökonomischer Modelle erst einmal erarbeitet sein wollten.

Da ich mein Studium selbst finanzieren musste, weil mein Vater bereits zwei Jahre vor meinem Abitur verstorben war und ich nicht auf das staatliche Bafög zurückgreifen wollte, machte ich mich schon zu Beginn des Studiums selbständig und gründete mit zwei Kommilitonen eine kleine Baufirma. Doch nach einiger Zeit kam ich zu dem Ergebnis, dass das Studium, so wie ich es mir vorstellte, mit der Firma nicht sinnvoll zu vereinbaren war, so dass ich sie meinen Gesellschaftern überließ und mich voll und ganz der Universität widmen konnte, da ich nun über genügend finanzielle Mittel verfügte.

Während des Promotionsstudiums (1994 – 1999) arbeitete ich allerdings zwischen 1995 und 1998 zeitweise als Privatdozent bei einer in Koblenz ansässigen Personalentwicklungsfirma, sowohl um meine Rücklagen nicht ganz aufzubrauchen, aber auch damit ich mehr über den Bereich der Erwachsenenbildung in Erfahrung bringen konnte. Gleichzeitig gründete ich mit einem ehemaligen Kommilitonen Ende 1996 in Mainz ein privates Lehrinstitut – die Schülerförderung Rhein-Main –, welches ich seit 1999 alleine führe. Die Internetadresse lautet: (www.Schuelerfoerderung-rhein-main.de).

Seit November 2007 bin ich ehrenamtlich im ‚Verein Deutsche Sprache e.V. (VDS)‘ für die Region 55... im Regionalvorstand tätig. Zusammen mit meinem Vereinskollegen – dem Mainzer Rechtsanwalt Udo Schieferstein – organisiere ich den Buchstabierwettbewerb, der unter der Schirmherrschaft des VDS steht: www.Buchstabierwettbewerb.de

Darüber hinaus habe ich einen Vertrieb für elektronische Bücher im Herbst 2009 eröffnet, auf welchem zurzeit zehn von mir verfasste Titel zum Thema ‚Bildung‘ käuflich zu erwerben sind. Die Internetadresse lautet: www.drbotke-e-buchvertrieb.de

Schließlich versuche ich mithilfe einer im Frühjahr 2010 von mir ins Leben gerufenen Initiative zusammen mit anderen Engagierten, insbesondere junge Menschen für das Thema ‚Bildung‘ zu gewinnen und zum Mitmachen zu bewegen: www.Dummheit-nein-danke.de

Grundsätzliche Überlegungen für ein sinnerfülltes Leben

Viele Menschen leben gerade auch heutzutage einfach nur so vor sich, erledigen täglich im Beruf wie privat dies oder jenes, lassen sich durch alles Mögliche die Zeit vertreiben und stellen irgendwann erschrocken fest: *War das schon alles?!* Spätestens dann wird ihnen so langsam ihre Verlorenheit in der alltäglichen Sinnlosigkeit bewusst. Sie sind einfach nur so da auf dieser Erde. Aber warum eigentlich? Was bleibt von uns? Nichts weiter als auseinander fallende Atome?! Befällt nicht so manch einen die Befürchtung, nur ziel- und damit orientierungslos in einem sinnlos erscheinenden Dasein umherzuirren. Verdrängen und betäuben wir dieses Gefühl nicht allzu oft: Beispielsweise durch unsere fast **ausschließliche** Konzentration auf die Arbeit, die Karriere, Geld, Status, Bewunderung und Applaus von anderen, oder aber im Gegenteil lassen wir uns hängen, treiben nur so in den Tag hinein, konsumieren Alkohol, seichte Fernsehunterhaltung und dergleichen? *Soll das wirklich schon alles gewesen sein?* Nein, das wird im Ernst wohl niemand behaupten wollen.

Nachfolgend sollen einige Gedanken zunächst in neun Punkten kurz benannt und danach etwas ausführlicher erläutert werden, die ich für mich als sinnstiftend herausgefunden habe. Manchem mögen sie ganz konkret helfen, anderen lediglich zur Inspiration dienen, wieder andere empfinden zumindest in einigen Punkten ganz anders. Jeder muss letztlich seinen ganz eigenen Weg finden, beschreiten und sich dafür auch verantworten.

Zunächst nun die Auflistung der neun Punkte:

1. Als freiheitsbegabte Vernunftwesen besitzen alle Menschen eine zu achtende Würde.
2. Wir Menschen sind prinzipiell in der Lage, frei zu entscheiden. Erst dadurch unterscheiden wir uns beispielsweise von Maschinen, die einfach nur nach einem vorgegebenen Programm funktionieren.
3. Daher sind wir – wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß – prinzipiell darum bemüht, unseren Freiheitsspielraum zu erhöhen. Erst durch diesen können wir selbstbestimmt unser eigenes Leben leben und es als solches auch empfinden.
4. Bei unserer Selbstverwirklichung müssen wir aber auch immer darauf achten, allen anderen Mitmenschen das gleiche Recht zur Selbstverwirklichung einzuräumen. Moralisch sind wir also dazu aufgerufen, unsere eigene Würde wie die aller anderer Menschen in gleicher Weise zu achten und zu schützen.
5. Indem wir moralisch Gutes tun und uns dessen auch selbst vergewissern, können wir einen tieferen Sinn im Leben finden.
6. Nur durch die Endlichkeit unseres irdischen Daseins, unser Bewusstsein über unseren eigenen Tod erwächst in uns eine Wertschätzung des Guten und Schönen wie der Dramatik und Tragödie unseres Lebens: Ohne unser Wissen um unseren irdischen Tod wäre alles einfach nur belanglos.
7. Durch die Bewältigung von Herausforderungen im Alltag erzielen wir das Gefühl einer Befriedigung in uns. Je mehr und / oder länger wir uns dafür anstrengen mussten, desto tiefer und anhaltender empfinden wir diese Befriedigung.
8. Die Ergebnisse all unserer Handlungen sind vergänglich: Kinder, die wir groß gezogen haben, werden auch irgendwann sterben, sowie deren Kindeskinde, selbst die großartigsten Bauwerke werden dereinst zu Staub zerfallen. Einzig die Tatsache, dass wir etwas getan oder unterlassen haben, bleibt ewig: Wenn wir etwas moralisch Gutes oder auch Schlechtes getan haben, bleibt die Tatsache, dass wir es getan haben, ewig als solche bestehen. Nichts können wir rückgängig machen. Nur in Zukunft können wir im Bewusstsein dessen Gutes tun, uns es selbst dies klar machen und darin eine Sinnstiftung erfahren.
9. Erst der Glaube an einen guten, barmherzigen Gott, der uns in diese Welt als freiheits-

begabte Vernunftwesen mit eigener Verantwortung entlassen hat und uns auf ewig in Liebe im endlichen Diesseits wie im unendlichen Jenseits zugetan ist, erfahren wir die letzte und höchste Stufe der Sinnstiftung.

Erläuterung der neun Punkte

Worin besteht der Sinn des Lebens? Eine, wenn nicht die zentrale Frage für uns Menschen! Zunächst ist man versucht zu sagen, dass es hierauf keine für alle gleiche Antwort gibt. Dies mag, bezogen auf die konkrete Ausgestaltung im Leben eines jeden, richtig sein, aber vielleicht lassen sich dennoch Gemeinsamkeiten für alle Menschen herausarbeiten.

Wenn wir voraussetzen, dass alle Menschen freiheitsbegabte Vernunftwesen sind und danach streben, ihre Freiheit mit Hilfe ihrer Vernunft zu nutzen, dann können wir hier einen Ausgangspunkt zur Beantwortung der Sinnfrage ausmachen. Denn ohne Freiheit stellte sich diese zentrale Frage erst gar nicht, weil alles vorausbestimmt wäre und einem mechanistischen Uhrwerk gleich ablief: Alles wäre so wie es ist, weil es notwendig so sein müsste und auch in Zukunft würde sich daran nichts ändern können. Wir nehmen in uns aber nicht nur ein Gefühl der Freiheit wahr, sondern versuchen auch von ihr Gebrauch zu machen, weil wir uns eben erst dadurch von einer fremdbestimmten Maschine unterscheiden. Somit gilt für jeden Menschen, dass er danach strebt, **frei** zu sein, d.h. möglichst viel selbst bestimmen zu können und dabei nicht durch äußere Umstände eingeschränkt zu sein. Die Vorstellung einer völligen Unfreiheit ist für uns letztlich schier unerträglich. Der Mensch muss also die Umwelt nach seinen Vorstellungen verändern können, da nur so Freiheit wirksam werden kann. Allein diese Gestaltungsmöglichkeit besitzt einen Eigenwert für uns, denn ohne sie wären wir – wie bereits erwähnt – Maschinen und keine Menschen mit einer besonderen Würde. Worin der jeweilige Freiheitsspielraum besteht und wie groß er ist, hängt natürlich immer von der konkreten Lebenssituation ab: Von den äußeren Umständen oder eigenen Wünschen, worauf wir unser Streben nach Freiheit richten und mit welcher Intensität wir dies tun. Jeder Mensch muss sich seine eigenen Entscheidungsspielräume schaffen und schaffen können, ohne dabei dem gleichen Streben anderer einen ungebührlichen Abbruch zu tun, d.h. wir müssen bei unserer Selbstverwirklichung immer darauf achten, dass andere das gleiche Recht dazu haben.

Die oben gestellte Frage lässt sich demnach nicht inhaltlich gleich für alle Menschen beantworten, sondern nur insofern, als dass das **Streben nach Freiheit** die Grundlage für ein Leben mit Sinn darstellt. Worauf sich dieses Streben jeweils konkret richtet, liegt, abgesehen von den Einschränkungen der Umwelt, an jedem selbst. Eine humane Gesellschaft muss also zum Ziel haben, den Menschen ein möglichst selbstbestimmtes, aber damit auch selbstverantwortliches Leben durch die Schaffung entsprechender Rahmenbedingungen zu ermöglichen.

Im Rahmen seines Freiheitsspielraumes ist jeder Mensch infolgedessen selbst verantwortlich für sein Dasein und zwar auch hinsichtlich der eigenen Sinngebung. Niemand kann und darf sie ihm abnehmen, denn dadurch verlöre er ja gerade das, was ihn als freiheitsbegabtes Wesen auszeichnet. Kein Mensch kann dieser zentralen Problematik letztlich ausweichen, da durch das Wissen um die eigene Vergänglichkeit, den Tod, sich uns die Existenzfrage unabweisbar aufzwingt: Sie durchdringt unser ganzes Dasein, ja sie ist geradezu konstitutiv für jenes. Denn wenn wir davon ausgehen dürften, dass wir ewig lebten, besäße nichts wirklich eine Bedeutung und damit einen Wert für uns, alles könnte ja irgendwann später noch Beachtung finden, bearbeitet, durchdacht oder erledigt werden. Desweiteren könnte uns nichts existentiell Bedrohliches zustoßen, so dass wir um die Einzigartigkeit unserer selbst einschließlich der damit verbundenen Würde gar nicht wissen könnten, weil sie überhaupt nicht vorhanden wäre, jedenfalls wenn wir von unseren jetzigen

intellektuellen Möglichkeiten ausgehend eine unendliche Dauer unseres irdischen Daseins unterstellten. Somit ist der Tod eine notwendige Bedingung, um die Existenz- und damit die Sinnfrage überhaupt stellen und die Dramatik des irdischen Lebens, mit ihren schönen wie schrecklichen Seiten, würdigen zu können. Indem wir uns bewusst mit der Todesproblematik auseinandersetzen, gewinnen wir die Möglichkeit, aber keinesfalls die Sicherheit, ein sinnerfülltes Leben zu führen.

Abschließend soll in diesem Zusammenhang noch angemerkt werden, dass wir auch durch folgende Erkenntnis Zuversicht finden können: Alles von uns Geschaffene mag vergänglich sein, aber die Tatsache, dass wir es geschaffen haben, bleibt unvergänglich. Diese eigentlich doch so banale Einsicht scheint allerdings vielen, nach dauerhaftem Ruhm strebenden Menschen, bisher nicht hinreichend klar gewesen zu sein. Denn sie versuchten zumeist stets, dass ihre Werke die Zeiten überdauerten bzw. dass sie von nachkommenden Generationen noch verehrt werden würden, um wenigstens dadurch in gewisser Weise über ihr irdisches Dasein hinaus ‚weiterzuleben‘. Nicht zuletzt dieses Streben nach angeblich ‚unvergänglichem Ruhm‘ spornte Menschen zu Höchstleistungen an, die leider häufig negative oder gar schreckliche Folgen zeitigten. Daher sollte man sich meiner Meinung nach darauf besinnen, moralisch zu handeln und infolgedessen einen Verdienst erringen, der als solcher unvergänglich und zugleich gut ist, denn Berühmtheit allein bedeutet in diesem Sinne gar nichts!

Das Streben vieler Menschen nach Ruhm bzw. öffentlicher Anerkennung wird dann problematisch, wenn eine innere Leere, ein Sinnvakuum, damit verdrängt werden soll, so dass man nur dann glaubt, einen Wert und somit eine ganz eigene Würde zu besitzen, solange einem der Beifall des Publikums zuteil wird. Eine derart oberflächliche und vor allem fremdbestimmte Sinngebung ist letztlich überhaupt keine. Man ist einer ständigen Unruhe und Unsicherheit ausgeliefert und giert wie ein Süchtiger geradezu nach Anerkennung, sei es im Beruf oder im Privatleben durch Zurschaustellung der eigenen Konsummöglichkeiten in Form von Statussymbolen wie Reisen, Autos oder Markenkleidung. Ich wende mich hier nicht gegen den durchaus berechtigten Stolz auf eine eigene Leistung, die sich auch in solchen Symbolen widerspiegeln kann, sondern dass ihnen eine zu große Bedeutung bei der Suche nach dem eigenen Wert als Person zugemessen wird, wenn auch zum Teil wahrscheinlich unbewusst. Viele fallen daher in ein tiefes Loch, wenn diese Form der Anerkennung ausbleibt oder man feststellen muss, dass man die Sinnfrage genau daran festgemacht hat und seinem Leben keinen Sinn darüber hinaus zu geben vermag. Auch diejenigen, die vielleicht nicht so sehr nach Beifall heischen, betäuben das Gefühl der inneren Leere durch Konsum. Es muss immer etwas neues, noch Ausgefalleneres sein. Die Reizdosis ist ständig zu steigern, um nicht der Langeweile anheimzufallen. Ein Moment der Ruhe, ein Zurückgeworfensein auf sich selbst wird dann als existenzielle Bedrohung empfunden, der man sich durch die Flucht in den Konsumrausch oder andere Oberflächlichkeiten zu entziehen versucht, nur um dieser so entsetzlich aufdringlichen Stille nicht ausgeliefert zu sein. Aber die Verlockungen sind natürlich auch sehr groß, und Möglichkeiten der kurzweiligen Zerstreuung drängen sich einem geradezu auf, so dass es leicht fällt, sich in diesem Rausch ziellos weitertreiben zu lassen, aus dem Fluss Lethe zu trinken, um alles irdische Leid zu vergessen und sich einer Illusion des ewigen, sorglosen Frühlings im Elysium hinzugeben. Das Erwachen ist dann aber umso ernüchternder. Wenn man z.B. über seine Verhältnisse gelebt hat und nun nicht mehr so viel konsumieren kann wie bisher, dann ist die Bitternis groß, wobei viele versucht sind, lieber die Schuld bei anderen suchen, anstatt sich selber kritische Fragen zu stellen. Dies war man ja auch bisher nicht gewohnt, sondern entzog sich dem durch die Flucht ins Sorglos-Unverbindliche, man betäubte erfolgreich alle Warnsignale und steht nun mit leeren Händen da. Ich will hier gar nicht prinzipiell jegliches, auch oberflächliche Konsumvergnügen verdammen, sondern ich warne nur eindringlich vor der eigenen Auslieferung daran, so dass man wie ein Süchtiger solchem fremdbestimmten Vergnügen hingegeben ist und nur sehr eingeschränkt noch als Autor seines Lebens gelten kann. Dadurch büßt man letztlich auch einen Großteil seiner Würde ein. Man soll durchaus genießen, aber dennoch nicht dem Genuss

völlig anheimfallen, auf dass man von ihm beherrscht wird.

Ich plädiere daher an dieser Stelle für ein möglichst selbstbestimmtes Leben, in welchem man sich Freiheitsspielräume erarbeiten soll, ohne anderen, die das gleiche Recht dazu haben, einen ungebührlichen Abbruch darin zu tun und dabei Werke zu vollbringen, die nach Möglichkeit auch einen moralischen Wert besitzen, wobei die Tat als solche, nicht aber das Werk selbst, unvergänglich bleibt. Sich einer solchen Lebenshaltung vergewissernd sollte man mit anderen in der Gesellschaft für sich selbst wie für zukünftige Generationen eine lebenswerte Grundlage schaffen. Im Bewusstsein diesem Ziel nachzustreben, kann man dann eine tiefere und womöglich auch dauerhaftere Sinnggebung erlangen, weil man eben nicht ausschließlich oder doch in sehr hohem Maß oberflächlichem Konsum nachjagt. Um es nochmals klar zu stellen: Ich wende mich keineswegs grundsätzlich gegen jede kurzweilige Unterhaltung, sondern nur gegen die eigene Auslieferung an sie. Wenn man in dem von mir hier angesprochenen Sinne zu sich selbst als einem freiheitsbegabten Vernunftwesen steht und der Sinnfrage bewusst stellt, dann besteht überhaupt kein Problem in der zeitweisen Hingabe an den angenehmen Konsum ohne allzu tiefes Grübeln. Ganz im Gegenteil: Auch der Genuss soll zu seinem Recht kommen, aber wie bei allem macht die Dosis das Gift!

Nachfolgend möchte ich noch einmal einige anfangs aufgeführte grundsätzliche Aspekte mit ganz konkreten Alltagssituationen in einen Zusammenhang bringen. Da wir die Möglichkeit freien, selbst bestimmten Handelns als freiheitsbegabte Vernunftwesen besitzen, müssen wir bei der Suche nach einem sinnerfüllten Leben danach Ausschau halten, worauf wir unser Streben und Handeln richten. Dabei sollten wir uns klar machen, dass die Ergebnisse unseres Bemühens letztlich immer der Vergänglichkeit anheim gegeben sind und nur die Bemühung als solche ewigen Bestand hat: Der Weg ist also das Ziel. Es stellt sich dabei allerdings die Frage, welchen *konkreten* Weg ich einschlagen soll.

Kommen wir nun zu konkreten Alltagssituationen: Wir können Befriedigung sehr häufig dadurch erfahren, dass wir einen empfundenen Mangel beseitigen, sei es im Berufsleben oder in der Freizeit beim Sport, bei der Gartenarbeit oder irgendwo anders. Unter ‚*Mangel*‘ verstehe ich hier ganz allgemein einen subjektiv empfundenen Zustand, welchen wir aus irgendeinem Grund ändern wollen bzw. sogar müssen, z.B. weil wir einen Auftrag von außen erhalten haben, sei es vom Chef oder einem Kunden oder aufgrund irgendeiner anderen äußeren Einflussnahme. Wenn wir nun diese Herausforderung nach eigenem Empfinden erfolgreich bestanden haben, erzeugt dies eine innere Befriedigung in uns, und zwar prinzipiell gleichgültig, ob wir uns jene Herausforderung selbst gestellt haben oder sie von außen an uns herangetragen worden ist. Das Ausmaß der Befriedigung hängt viel mehr von unserem Empfinden ab, wie groß die bestandene Herausforderung und die dafür notwendige eigene Leistung zu deren Bewältigung gewesen war. Heißt dies nun, dass wir uns einfach nur **selbst** die größten Herausforderungen suchen müssen, und schon haben wir ein sinnerfülltes Leben? Nein, so einfach ist es natürlich nicht! Zunächst einmal können wir – wie oben bereits erwähnt – durchaus durch die Bewältigung von außen kommender Herausforderungen eine Befriedigung und damit Sinnstiftung erfahren. Häufig können wir uns diese Herausforderungen jedoch kaum oder gar nicht aussuchen und müssen dann zusehen, wie wir mit jenen zurechtkommen. Aber sowohl in einer solchen Situation als auch in einer selbst gewählten kommt es bei der eigenen Sinnsuche darauf an, auf welche Art wir sie bewältigen. Wir sollten zunächst einmal danach Ausschau halten, wie wir unseren Freiheitsspielraum und damit die selbst bestimmten Handlungsmöglichkeiten erweitern können. Denn nur so sind wir in der Lage, uns als Autor unserer Handlungen zu verstehen und emotional zu empfinden. Bei der Bewältigung von außen an uns hergetragener Herausforderungen können wir also auch durch die Art, wie wir diesen begegnen, einiges selbst bestimmen und sind dabei keineswegs zwingend ausschließlich fremdbestimmt. Bei selbst gewählten Herausforderungen besitzen wir naturgemäß zunächst einmal den größten Freiheitsspielraum, da wir dann nicht nur die Art, wie wir die Herausforderung

angehen, sondern uns jene ebenfalls selbst ausgesucht haben. In den allermeisten alltäglichen Fällen sind wir mit Mischformen konfrontiert, z.B. wenn wir uns für den Kauf eines Hauses mit Garten frei entschieden haben, folgen damit wieder weitere Herausforderungen, die wir nicht mehr alle völlig selbst bestimmen können, man denke an die Pflege des Hauses und des Gartens. Allerdings bleibt es uns weitgehend freigestellt, wie beispielsweise der Garten unserer Meinung nach aussehen soll bzw. wieviel Zeit wir dann bereit sind, dafür zu investieren. An diesem Beispiel sollte nur einmal kurz aufgezeigt werden, dass wir meistens selbst bei zuvor – zumindest relativ – frei gewählten Entscheidungen dennoch wiederum als Folge jener mit von außen kommenden Herausforderungen konfrontiert werden. Trotzdem sind wir in den meisten Fällen in der Lage, einen Teil unserer Handlungen selbst zu bestimmen – sei es im Hinblick auf die Auswahl von Herausforderungen oder in bezug auf die Art der Bewältigung jener – und damit uns selbst als Autor solcher Handlungen anzusehen bzw. so auch subjektiv zu empfinden. Das Ausmaß der Befriedigung, die wir nach bestandener Herausforderung empfinden, hängt nicht nur, aber dennoch sehr stark davon ab, wie groß die eigene Mühe war, welche wir für eine erfolgreiche Bewältigung haben aufbringen müssen. Häufig, wenn auch keineswegs immer, hängt dies mit dem Ausmaß des zuvor empfundenen Mangels zusammen. Ein passendes Beispiel hierfür liefert der Sport: Nach einem Waldlauf, welchen man vielleicht sogar noch mit eigener Bestzeit absolviert hat, fühlt man sich nach dieser großen Anstrengung sehr befriedigt, und auch das Stillen des Durstes empfinden wir dann als außerordentlich wohltuend. Als ein Zwischenergebnis lässt sich folgendes festhalten: Je freier und damit selbst bestimmter die Auswahl der Herausforderung ist und je größer die vorher aufgewandte Mühe zu ihrer Bewältigung war, desto tiefer ist die danach empfundene Befriedigung; zumindest ist dies in den allermeisten Fällen so, denn Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel. Eine nicht bestandene Herausforderung wird häufig zum Gegenteil führen, zur Frustration. Dieses Gefühl verstärkt sich naturgemäß, wenn solches Nichtbestehen wiederholt auftritt. Daher ist das Bestehen einer Herausforderung ein sehr wichtiger Aspekt hinsichtlich der eigenen Zufriedenheit, auch wenn man sicherlich teilweise auch durch Niederlagen angespornt werden kann. Nur letztlich sind wir selbstverständlich immer bestrebt, die uns begehrenden Herausforderungen möglichst erfolgreich zu meistern, so dass man versuchen sollte, ein richtiges Maß beim Auswählen des Schwierigkeitsgrades zu finden, also weder die Latte zu hoch zu legen, wodurch ein Scheitern wahrscheinlich wird oder aber auch zu niedrig, wodurch die Befriedigung kaum oder gar nicht eintritt. Dabei gilt es ebenfalls zu beachten, dass zumindest die selbst gewählten Herausforderungen ein möglichst aktives Tun unsererseits beinhalten, d.h. in bezug auf den Körper, dass wir nicht nur passiv im Sessel sitzen, sondern unseren Hintern hoch kriegen und uns bewegen, auf dass wir es uns nach dieser Anstrengung wieder bequem machen können. Ähnliches gilt für unseren Verstand. Auch diesen sollten wir fordern, indem wir ihn nicht zu einseitig und oberflächlich nutzen, sondern die Kreativität sowie Tiefe unseres Denkens befördern. Wer sich immer nur passiv mit obendrein seichter Kost berieseln lässt oder die Zeit vornehmlich mit derartigen Computerspielen verbringt, bei denen nur kurzweilige wie einseitige Erfolgserlebnisse in einer rasenden Bilderflut zu erzielen sind, wird damit sicherlich keinen Beitrag für die eigene tiefe wie nachhaltige Sinnsuche leisten, da ein solches Verhalten in weiten Teilen gerade eben nicht dem entspricht, was wir diesbezüglich bereits herausgefunden haben.

Bei dieser Suche ist das eben Dargelegte sicherlich sehr wichtig, aber es bedarf für ein wirklich sinnerfülltes Leben noch mehr. Ganz entscheidend für das oben Ausgeführte ist der **moralische Aspekt** unserer Zielsetzungen und Handlungen! Wir haben in diesem Abschnitt schon erfahren können, dass das einzig Unvergängliche, dessen wir uns auch rational ganz sicher sein können, die Tatsache einer Handlung sowie die zu ihr geführte Motivation ist. Die Ergebnisse all unserer Bemühungen sind, wie wir selbst als irdische Wesen, vergänglich. Bei der selbstkritischen Bewertung unserer Handlungen und insbesondere der jeweiligen Motivation zu jenen in moralischer Hinsicht stoßen wir dann auf den Kern der Sinnfrage. Als freiheitsbegabte Vernunftwesen suchen wir zum einen immer nach einem möglichst großen Freiheitsspielraum für uns selbst, aber dabei müssen wir unter moralischen Gesichtspunkten immer dasselbe Recht aller

anderen eben solcher Wesen beachten, d.h. die gleichberechtigte Kompatibilisierung der Freiheitsansprüche aller Menschen untereinander. Indem wir uns nach bestem Wissen darum bemühen, in diesem Sinne moralisch zu handeln und uns dies auch selbst bewusst machen, können wir eine tiefgehende Sinnstiftung erfahren. Dabei sollen und dürfen wir unser eigenes Wohlbefinden durchaus befördern. Nur müssen wir unter moralischen Gesichtspunkten bei diesem Streben nach der Befriedigung eigener Bedürfnisse darauf achten, nicht das gleiche Recht anderer Mitmenschen dabei ungebührlich einzuschränken. Darüber hinaus sollten wir aktiv mithelfen dafür Sorge zu tragen, dass die menschliche Gemeinschaft, in der wir leben und auf die wir in aller Regel selber in hohem Maße nicht nur im Hinblick auf unser Überleben, sondern zumeist ebenso hinsichtlich unserer Selbstverwirklichung als gesellige, auf Gemeinschaft mit anderen angelegte Wesen angewiesen sind, sich gedeihlich entwickelt. Was kann es letztlich Befriedigenderes oder Sinnstiftenderes geben, als bei der Verwirklichung von moralisch Gutem aktiv mitzuhelfen? Wenn man sich nach Kräften anstrengt, hat man eigentlich schon Erfolg gehabt und seine moralische Pflicht getan. Durch positive Rückmeldungen der Mitmenschen kann man darüber hinaus häufig Dankbarkeit und Anerkennung erfahren, die als eine erfolgreich bestandene Herausforderung im oben genannten Sinne zur Befriedigung beitragen kann. Leider sind solche guten Handlungen in der Praxis oft gar nicht so leicht zu erkennen und / oder umzusetzen, allein manchmal schon deshalb, weil die Mitmenschen dasjenige, was man ihnen Gutes angedeihen lassen möchte, nicht als solches erkennen, sei es, weil man tatsächlich einfach falsch liegt, in seinem Bestreben Gutes zu tun, sei es, dass die Adressaten es selber falsch einschätzen und / oder mangels eigenen guten Willens nicht wahrhaben wollen. In der alltäglichen Realität werden wir es zumeist mit unterschiedlichen Mischungen zu tun haben. Dennoch sollten wir uns in dieser Hinsicht nicht entmutigen lassen, sondern uns immer strebend bemühen.

Letztlich werden wir dieses sinnerfüllte Leben aber erst dann finden, wenn wir den Glauben an einen guten, barmherzigen Gott finden, der uns als freie und damit mündige Wesen geschaffen hat und uns in Liebe im endlichen Diesseits wie im unendlichen Jenseits zugetan ist. Nehmen wir einmal an, es gäbe keinen allmächtigen und barmherzigen Gott, der uns mit der Welt geschaffen hat und uns auf ewig liebt. Warum sollten wir beispielsweise Trost, Zuversicht und damit Sinnstiftung für unser begrenztes irdisches Leben dadurch gewinnen können, dass die Tatsache, dass wir etwas moralisch Gutes entsprechend der oben kurz dargelegten Kriterien vollbracht haben, unauslöschbar ist und somit zwar das Ergebnis einer solch guten Tat vergänglich ist, aber das Faktum des Handelns unvergänglich als solches bestehen bleibt? Ohne die Annahme des allmächtigen und barmherzigen Gottes könnte man sich doch fragen, wieso ich nicht nur an mich selbst und meinen Vorteil denken sollte, um dadurch das größtmögliche Maß an Glück in meinem irdisch begrenzten Leben zu finden. Dies schliesse freilich nicht aus, anderen auch etwas Gutes zu tun, aber eben letztlich nur aus eigensüchtigen Motiven heraus. Der Sinn des Lebens beschränkte sich dann letztlich doch nur immer wieder auf die Erreichung der größt möglichen **eigenen** Glückseligkeit in unserem zeitlich begrenzten Dasein auf dieser Erde. Selbst die eigene Bewusstmachung der unauslöschlichen Faktizität begangener Handlungen änderte insofern daran nichts, als dass wir uns fragen müssten, was wir durch diesen Ewigkeitsgedanken letztlich im Hinblick auf die Sinnfrage gewonnen hätten. Die Antwort kann nur lauten: Gar nichts! Wir wären – unter Annahme der heutigen naturwissenschaftlichen Erkenntnislage – nichts weiter als eine komplex organisierte Einheit von Atomen, die mit anderen mehr oder minder komplexen Einheiten für eine bestimmte Zeit interagiert und sich dann wieder in ihre Bestandteile – die Atome – zerlegt. Und das war es dann. Was hätten wir also durch den Gedanken gewonnen, dass die Tatsache der Durchführung irgendeiner, wie auch immer moralisch zu bewertenden Handlung, unvergänglich wäre? Die Antwort lautet wiederum: Gar nichts! Analog zu den Grundlagen und Grenzen unserer menschlichen Erkenntnisfähigkeit stoßen wir auch bei der Sinnfrage auf das Letzte, Absolute, unbedingt Gute und Barmherzige, auf Gott, dessen Dasein vor und in aller Zeit auf ewig wir gezwungen sind für uns anzunehmen, wollen wir Sinnstiftung in letzter Konsequenz erreichen. Nur so entrinnen wir der Vorstellung, zufälliges materielles Produkt physikalisch, chemisch, biologisch

ablaufender Prozesse im Rahmen der Evolution zu sein, verloren in einem sinnlosen Universum, das stupide nach Gesetzen funktioniert, die Würde und Moral nicht kennen. Das Stärkere setzt sich solange durch, als dass es das Stärkere im Kampf ums Werden und Sein ist, bis es selbst zum Schwächeren wird und verschwindet. Erst durch die Annahme des Daseins des allmächtigen und barmherzigen Gottes und der Aufgehobenheit durch und in ihm finden wir einen Weg aus dieser sinnlosen in eine sinnstiftende Welt. Erst dann ergibt alles vorher Geschriebene einen letztlich wirklichen Sinn für uns. Es fehlte bis zu dieser Einsicht – bildlich gesprochen – das Fundament, auf dem alles ruht.

Diese Erläuterung ist nur ein Ausschnitt meiner Überlegungen zu diesem Thema. Wer mehr hierüber, insbesondere zur Frage des Glaubens an Gott, sowie vieles Weitere erfahren möchte, kann dies in meinem Buch ‚Der Mensch – Eine kritische Auseinander mit uns selbst‘ nachlesen. Erhältlich ist dieses Buch über meinen E-Buchvertrieb:

www.drbotke-e-buchvertrieb.de